

Tochter oder Schwester –
die Universität Greifswald aus Rostocker Sicht

Referate der interdisziplinären Ringvorlesung des Arbeitskreises
„Rostocker Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte“
im Wintersemester 2006/07

Herausgegeben von
Hans-Uwe Lammel und Gisela Boeck

Rostocker Studien zur Universitätsgeschichte Band 8

Universität Rostock 2010

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie;
detaillierte bibliografische Angaben sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Herausgeber: Der Rektor der Universität Rostock

Redaktion: Hans-Uwe Lammel und Gisela Boeck

Druckvorlage: Martin Buchsteiner

Einband: Medienzentrum der Universität Rostock

Druck und Herstellung: Universitätsdruckerei Rostock"37/32

Copyright 2007 by Universität Rostock

ISBN 978-3-86009-077-0

Bezugsmöglichkeiten:

Universitätsarchiv

Schwaansche

18051

Telefon:

Fax:

Universität Rostock

Straße 4

Rostock

+49-381 498 8621

+49-381 498 8622

Inhalt

Vorbemerkung	5
Matthias Asche	7
Konkurrenz belebt das Geschäft, zuviel Konkurrenz schadet – Die Universitäten Rostock und Greifswald als ungleiche Schwestern	
Gisela Boeck	23
Chemie in Greifswald und Rostock im 19. Jahrhundert – Ein historischer Vergleich	
Werner Buchholz	43
Das Lexikon Greifswalder Hochschullehrer und seine Wissenschaftlichen Auswertungsmöglichkeiten	
Niklot Klüßendorf	69
Der Historiker Heinz Maybaum (1896-1955) Ein Leben mit Prägespuren von fünf politischen Systemen	
Christine Magin	85
Akademische Epigraphik? Zu den historischen Inschriften der Universitäten Rostock und Greifswald	
Heinz-Peter Schmiedebach	113
Die Medizinischen Fakultäten in Rostock und Greifswald unter dem Paradigma der Naturwissenschaft	
Autoren	129
Ringvorlesungen zur Rostocker Universitäts- und Wissenschafts- geschichte	133

Vorbemerkung

Im November 2003 haben sich erstmals Vertreter verschiedener Disziplinen und Fächer der Universität Rostock zu einem Gedankenaustausch über Fragen der Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte getroffen. Auf diesem von uns initiierten Treffen wurde der „Arbeitskreis Rostocker Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte“ ins Leben gerufen, dem sich heute 40 Kollegen verbunden fühlen. Ziel dieser Gruppe ist es, ein Forum für Wissenschaftler unterschiedlicher Disziplinen zu bieten, denen eine differenzierte historische Erforschung der Geschichte der Universität Rostock ein wichtiges Anliegen ist. Vor allem methodisch geht es um das Problem einer innovativen Verknüpfung von Universitätshistoriographie und Wissenschaftsgeschichte. Neben der zweifellos wichtigen Aufgabe der Identitäts- und Traditionsstiftung wird vor allen Dingen versucht, über die Grenzen fachspezifischer Denkhorizonte hinauszuschauen und eine Annäherung von geistes- und naturwissenschaftlichen Sichtweisen zu erreichen. Die Aktivitäten des Arbeitskreises bestehen in zweimal im Jahr stattfindenden regelmäßigen Sitzungen und seit 2005 in der Gestaltung einer Ringvorlesung zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, die seit 2008 gemeinsam mit dem Zentrum für Logik, Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsgeschichte unter dem Generalthema „Kulturen des Wissens“ veranstaltet wird. Eine Übersicht über alle bisher durchgeführten universitätshistorischen Ringvorlesungen ist am Ende des Bandes abgedruckt worden.

Mit dem vorliegenden Heft der „Rostocker Studien zur Universitätsgeschichte“ soll die Publikation der Beiträge der Ringvorlesungen begonnen werden. Dabei musste auf eine Veröffentlichung der ersten Veranstaltungsserie, die im Wintersemester 2005/06 stattfand, Verzicht geleistet werden. Dennoch kann ein Teil dieser Manuskripte, die von den Autoren freundlicherweise zur Verfügung gestellt wurden, im Universitätsarchiv eingesehen werden. Wir beginnen dementsprechend mit der zweiten Veranstaltungsfolge, die unter dem Titel stand: „Tochter oder Schwester – die Universität Greifswald aus Rostocker Sicht“. Die Idee für diese Thematik stammte seinerzeit von Prof. Dr. Ernst Münch, Mecklenburgische Landesgeschichte, und Dr. Wolfgang E. Wagner, Geschichte des Mittelalters. Ausgehend vom Greifswalder Jubiläum 2006 sollte die Veranstaltung die Frage nach dem Verhältnis der beiden Universitäten Greifswald und Rostock in den Mittelpunkt stellen, sie an ausgewählten Beispielen zu problematisieren versuchen und über einige wissenschaftliche Projekte und ihre Ergebnisse im Zusammenhang mit der Vorbereitung und Durchführung des 550. Jahrestages der Gründung der Greifswalder Hochschule berichten.

Sehr herzlich bedanken wir uns bei Prof. Dr. Kersten Krüger, dem Herausgeber der „Rostocker Studien zur Universitätsgeschichte“, für die Möglichkeit der Publikation in seiner Reihe und für die Unterstützung bei der Drucklegung.

Gisela Boeck, Institut für Chemie

Hans-Uwe Lammel, Arbeitsbereich Geschichte der Medizin

Matthias Asche

Konkurrenz belebt das Geschäft, zuviel Konkurrenz schadet – Die Universitäten Rostock und Greifswald als ungleiche Schwestern

Von der Hochschule für den Ostsee- und Hanseraum zur Landesuniversität für Mecklenburg – Zum Charakter und Profilwandel der Universität Rostock durch die Jahrhunderte¹

Mit der Gründung der Universität Rostock im Jahre 1419 erhielt der Ostseeraum sein erstes *studium generale*. Trotz der Existenz älterer Universitäten in Köln (seit 1389) und Erfurt (seit 1392) wurde der niederdeutsche Sprachraum erst durch die Rostocker Hochschule als zentrale Ausbildungsstätte nahezu vollständig erschlossen. Abgesehen von den Studenten aus den skandinavischen Ländern – bei denen freilich im 15. und 16. Jahrhundert zumindest eine gewisse niederdeutsche Sprachkundigkeit vorausgesetzt werden kann –, deckte sich der regionale Einzugsbereich Rostocks von Beginn an praktisch ausschließlich mit dem niederdeutschen Sprachraum. Auch wenn sich dieser Befund wohl primär durch die von geographischen Kriterien bestimmte Hochschulwahl in der Vormoderne erklärt, ist er doch ein Spezifikum der Rostocker Universität.

Obwohl auch im späteren 15. und im 16. Jahrhundert nur wenige Hinweise auf eine koordinierte Kultur- und Bildungspolitik der Hansestädte nachweisbar sind, dürfte die Gründung eines *studium generale* einem gemeinhansischen Bewußtsein – namentlich der wendischen und baltischen Hansestädte – entsprungen sein. Mit Rostock erhielt das urbane Kerngebiet des Wendischen Hansequartiers eine zentrale höhere Bildungsanstalt, welche schon unmittelbar nach ihrer Gründung überwiegend von Studenten aus dem hansischen Wirtschafts-, Verkehrs- und Kommunikationsraum aufgesucht wurde. Ihr regionaler Einzugsbereich reichte weit über Mecklenburg und den Norden des Alten Reiches hinaus und erfaßte auch die skandinavischen und baltischen Länder, im Mittelalter auch Teile des niederländisch-westfälischen Raumes – von Amsterdam bis Reval, von Trondheim bis Dortmund.

Das Rostocker Universitätsprojekt war von Beginn an eine Gemeinschaftsunternehmung der mecklenburgischen Herzöge, des Schweriner Bischofs und

¹ Die folgenden Ausführungen basieren im wesentlichen auf der Studie von *Matthias Asche*, *Von der reichen hansischen Bürgeruniversität zur armen mecklenburgischen Landeshochschule. Das regionale und soziale Besucherprofil der Universitäten Rostock und Bützow in der Frühen Neuzeit (1500-1800)*. Stuttgart 2000. Eine 2., überarbeitete Auflage wird 2009 erscheinen. Auf Einzelnachweise wird verzichtet, statt dessen im folgenden lediglich neuere Literatur nachgetragen.

des Magistrats der politisch weitgehend autonom agierenden Stadt Rostock.² Zumindest bis zur Reformation trug der Rostocker Rat allerdings stets den weitest- und größten Anteil an der finanziellen Unterhaltung der Hochschule, was sich freilich durch den wachsenden Bedarf schreibkundiger und juristisch Gebildeter der bedeutenden Fernhandelsstadt an der Warnow erklärt.³ Daneben wurde die Idee der Gründung einer Universität an der südlichen Ostseeküste zweifellos maßgeblich von den umliegenden wendischen Hansestädten mitgetragen, wenn- gleich sich deren direkte Beteiligung bei der Etablierung und Fundierung Ros- tocks nicht nachweisen läßt. Hier spielten vor allem Nützlichkeitsabwägungen eine Rolle, denn mit einer höheren Bildungsanstalt in der zentral innerhalb des Wendischen Hansequartiers gelegenen Stadt Rostock konnten die mit einem Studium im entfernteren Erfurt, Leipzig, Köln oder gar an den vornehmen Rechtsschulen Italiens verbundenen Reise- und Ausbildungskosten enorm redu- ziert werden. Mit der Gründung der Universität Rostock erlitten jedenfalls diese zuvor vom hansestädtischen Bürgertum bevorzugten Hochschulen erhebliche Frequenzeinbußen und erfuhren eine empfindliche Reduzierung ihrer regionalen Ausstrahlungsbereiche. Die geographische Ausrichtung der Universität Rostock auf den hansischen Wirtschafts-, Verkehrs- und Kommunikationsraum sowie die personellen Verflechtungen des akademischen Lehrpersonals mit den ratsfähigen Familien⁴ machte sie von Beginn an zum bevorzugten Ausbildungsort für

² Zum Gründungsvorgang und der komplizierten Kompatronatsregelung an der Universität Rostock vgl. neuerdings die Studie von *Marko A. Pluns*, *Die Universität Rostock 1418-1563. Eine Hochschule im Spannungsfeld zwischen Stadt, Landesherren und wendischen Hanse- städten*. Köln 2007, außerdem die Miszelle von *dems.*, *Zur Rostocker Universitätsgeschichte im 15. und 16. Jahrhundert*. Stadt, Landesherren und wendische Städte – ein altes Thema neu beleuchtet, in: *Hansische Geschichtsblätter* 124, 2006, 159-168, außerdem *Tilmann Schmidt*, *Die Anfänge der Theologischen Fakultät der Universität Rostock im Jahr 1433*, in: *Mecklen- burgische Jahrbücher* 117, 2002, 7-47.

³ Die wichtigen Beiträge von Klaus Wriedt zu den Bildungsinstitutionen und der Gelehrten- kultur in den norddeutschen Hansestädten liegen neuerdings gesammelt vor, vgl. *Klaus Wriedt*, *Schule und Universität. Bildungsverhältnisse in norddeutschen Städten des Spätmittelalters*. Gesammelte Aufsätze. Leiden 2005.

⁴ *Stephanie Irrgang*, *Peregrinatio academica. Wanderungen und Karrieren von Gelehrten der Universitäten Rostock, Greifswald, Trier und Mainz im 15. Jahrhundert*. Stuttgart 2002. Die Studie untersucht anhand eines kollektivbiographischen Zugriffs die frühen akademischen E- liten Rostocks und Greifswalds, wobei die enge personelle Verwobenheit der beiden Univer- sitäten deutlich wird, vgl. ebenda, 53ff., 194ff. Irrgang formuliert auch neue Überlegungen zum regionalen Einzugsbereich und dem hansischen Charakter der beiden norddeutschen Hochschulen im 15. Jahrhundert, vgl. ebenda, 64ff. Daneben blieben freilich auch die perso- nellen Beziehungen zwischen den Universitäten Erfurt und Rostock vor der Reformation stets eng, vgl. *Wolfram C. Kändler/Frank Wagner*, *Prosopographische Grundlagenforschung zur Universitätsgeschichte. Die Universitäten in Erfurt und Rostock im Spätmittelalter und das Repertorium Academicum Germanicum*, in: *Mecklenburgische Jahrbücher* 121, 2006, 69-92.

Angehörige der führenden Geschlechter in den Hansestädten.⁵ So rekrutierten nicht nur die hansestädtischen Magistrate ihr gelehrtes Personal aus dem Kreis der Rostocker Absolventen und Lehrkräfte, sondern auch die Professoren stammten im 15. Jahrhundert ganz überwiegend aus den wendischen Städten Lübeck, Hamburg, Bremen, Lüneburg, Wismar, Stralsund und natürlich aus Rostock selbst, was sich beispielsweise in Form von reichen Stipendienstiftungen niederschlug. Das hansestädtische Besucherprofil der Universität Rostock – der dortigen Studenten wie der Professoren – setzte sich auch nach der Krisenzeit der Reformationsjahrzehnte fort – nunmehr freilich unter dezidiert lutherischem Vorzeichen, was den regionalen Einzugsbereich Rostocks den konfessionellen Rahmenbedingungen entsprechend insofern verengte, daß nunmehr Studenten aus altgläubig gebliebenen und später auch reformierten Territorien und Städten – insbesondere aus Westfalen und den Niederlanden – fortblieben. Sowohl seitens der Lehrenden, als auch hinsichtlich der Studentenschaft behielt das Sozialprofil der Universität Rostock bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts ein akzentuiert hansestädtisches Gepräge. Dieses war das wesentliche Spezifikum der Rostocker Universität, was aber andererseits auch implizierte, daß jenseits des hansischen Wirtschafts-, Verkehrs- und Kommunikationsraumes die Anziehungskraft Rostocks spürbar abnahm. Das Interesse des hansestädtischen Bürgertums an der mecklenburgischen Bildungsanstalt steigerte sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts sogar nochmals, da der Universität Rostock die Aufgabe zufiel, die Eliten in denjenigen wendischen Hansestädten heranzubilden, die nach wie vor über keine höheren Bildungsanstalten verfügten.

Daß der Zenit der mecklenburgischen Hochschule in den Jahrzehnten um 1600 – übrigens auch eine Zeit des letzten Aufschwungs des späthansischen Handels, von welchem auch die Stadt an der Warnow profitieren konnte – erreicht wurde, diese Universität mithin eine wissenschaftliche Blütezeit unter dem Signum des Späthumanismus erleben durfte, fiel zusammen mit der Wirksamkeit eines Kreises Wittenberger Melanchthon-Schüler um David Chytraeus⁶, der in seiner vielfältigen, zwischen 1551 und 1600 insgesamt fünf Jahrzehnte währenden Tätigkeit in Rostock auch für viele regionale Besuchergruppen eine große Attraktivität darstellte. Eine Analyse der *Peregrinatio academica* von Stu-

⁵ Exemplarisch für Lübeck vgl. *Matthias Asche*, Bildungsbeziehungen der Hansestadt Lübeck zur Universität Rostock vom 15. bis zum 18. Jahrhundert. Chronik eines regen kulturellen Austausches, in: *Lübeckische Blätter* 164, 1999, 221-225.

⁶ Zusammenfassend zur überragenden Bedeutung von David Chytraeus vgl. den Sammelband von *Karl-Heinz Glaser/Steffen Stuth* (Hrsg.), *David Chytraeus (1530-1600)*. Norddeutscher Humanismus in Europa. Beiträge zum Wirken des Kraichgauer Gelehrten. Ubstadt-Weiher 2000. Einen Gesamtüberblick über die zahlreichen, in den letzten Jahren erschienenen Arbeiten zu David Chytraeus gibt der Literaturbericht von *Gert Haendler*, *Arbeiten über David Chytraeus († 1600) in den Jahren 1994-2002*. Von der Rostocker Universitätsgeschichte 1994 bis zum Buch von *Otfried Czaika* über Chytraeus und Schweden 2002, in: *Mecklenburgia Sacra*. Jahrbuch für mecklenburgische Kirchengeschichte 8, 2005, 193-213.

dentengruppen aus den Ländern im Ostseeraum in der zweiten Hälfte des 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts belegt die starke überregionale Ausstrahlung der Universität Rostock, vor allem für lutherische Studenten aus Skandinavien⁷ und den baltischen Ländern⁸, die freilich schon seit Eröffnung der Hochschule zu den quantitativ größten nichtmecklenburgischen Besuchergruppen Rostocks zählten. Dabei bildeten vor allem die schwedischen und finnischen Absolventen der Theologischen Fakultät in Rostock das personelle Rückgrat bei der bekenntnismäßigen und institutionellen Genese der orthodox-lutherischen Landeskirche im schwedischen Reich seit dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts.⁹

⁷ Zur Bedeutung der Universität Rostock für Studenten aus den skandinavischen Ländern im Konfessionellen Zeitalter vgl. aus jüngerer Zeit den Sammelband von *Inger Ekrem/Minna Skafte Jensen/Egil Kraggerud* (Hrsg.), *Reformation and Latin Literature in Northern Europe*. Oslo 1996, darin insbesondere die Aufsätze von *Janis Kreslins*, *A safe Haven in a turbulent World. The University Rostock and the lutheran Northern Europe*, 30-41, *Raija Sarasti-Wilenius*, *Finnish Students at the University at Rostock and Wittenberg during the sixteenth Century*, 71-82, *Inger Ekrem*, *Melanchthon – Chytraeus – Gunarius. Der Einfluß des Geschichtsunterrichts und der Geschichtsschreibung in den deutschen Ländern und in Dänemark-Norwegen auf einen norwegischen Lektor (ca. 1550-1608?)*, 207-222, und *Helge Bei der Wieden*, *Die gelehrte Kenntnis Islands im Rostock des 16. Jahrhunderts*, 123-137, außerdem die wichtige Studie von *Simone Giese*, *Studenten aus Mitternacht. Bildungsideal und peregrinatio academica des schwedischen Adels im Zeichen von Humanismus und Konfessionalisierung*, Stuttgart 2009 und *dies.*, *Peregrinatio academica oder Kavalierstour. Bildungsreisen des schwedischen Adels zu Beginn der Frühen Neuzeit*, in: Ivo Asmus/Heiko Droste/Jens E. Olesen (Hrsg.), *Gemeinsame Bekannte. Schweden und Deutschland in der Frühen Neuzeit*. Münster 2003, 83-105.

⁸ Zur Bedeutung der Universität Rostock für Studenten aus den baltischen Ländern im Konfessionellen Zeitalter vgl. neuerdings die Matrikelanalyse von *Arvo Tering*, *Eesti-, liivi- ja kuraamaalased Euroopa ülikoolides 1561-1798*. Tartu 2008, außerdem *dens.*, *Die baltischen Studenten auf der Universität Rostock*, in: Ekrem/Jensen/Kraggerud, *Reformation and Latin Literature* (wie Anm. 7), 56-70, *dens.*, *Die est-, liv- und kurländischen Studenten auf den europäischen Universitäten im 17. und frühen 18. Jahrhundert*, in: Klaus Garber (Hrsg.), *Stadt und Literatur im deutschen Sprachraum der Frühen Neuzeit*. Tübingen 1998, 842-872, und *dens.*, *Die Seereisen baltischer Studenten in die Universitätsstädte Nord- und Westeuropas im 17. und 18. Jahrhundert*, in: *Forschungen zur baltischen Geschichte* 3, 2008, 103-131, zusammenfassend auch *Matthias Asche*, *Reformation und lutherische Konfessionalisierung im Baltikum. Wege und Formen des kulturellen Austausches zwischen den Ländern im Ostseeraum*, in: Andrei J. Prokopjev (Hrsg.), *Konfessionalisierung in West- und Osteuropa in der frühen Neuzeit*. St. Petersburg 2004, 93-104.

⁹ Hierzu vgl. insbesondere die Studien von *Otfried Czaika*, *David Chytraeus und die Universität Rostock in ihren Beziehungen zum schwedischen Reich*. Helsinki 2002, *dens.*, *David Chytraeus, die Universität Rostock und das schwedische Reich*, in: *Historisches Jahrbuch* 123, 2003, 93-110, *dens.*, *David Chytraeus, Rostockin yliopisto ja Ruotsi-Suomi*, in: Kaisamari Hintikka/Hanna-Maija Ketola/Päivi Salmesvuori (Hrsg.), *Vanha ja nuori. Juhlakirja Simo Heininen täyttäässä 60 vuotta*. Helsinki 2003, 164-169, *dens.*, *David Chytraeus och hans betydelse för utformningen av en svensk bekännelsekyrka*, in: *Kyrkohistorisk Årsskrift* 104,

Bereits mit der Gründung durch die mecklenburgischen Herzöge und den Rostocker Magistrat war eine zweite Funktion der Universität Rostock angelegt. Als einzige höhere Bildungsstätte im Territorium sollte sie die gelehrten Eliten im Herzogtum Mecklenburg und in der Stadt Rostock ausbilden. Die praktisch zeitgleich mit der Reformation durchgeführten humanistischen Lehrplanreformen¹⁰ banden die Rostocker Hochschule – gewissermaßen als Instrument lutherischer Konfessionalisierung¹¹ – freilich noch enger an die konfessionellen und politischen Vorgaben ihrer beiden Patrone. Die stärkere Indienstnahme der Universität durch den frühmodernen Staat führte seit der Mitte des 16. Jahrhunderts zum sozial- und kulturgeschichtlichen Phänomen der Ausbildung von Professordynastien, die mit den führenden Pfarrer- und Beamtenfamilien im Territorium sowie mit den ratsfähigen Geschlechtern in Rostock aufs engste verwandtschaftlich verbunden waren, was die Universität in letzter Konsequenz zu einer typischen protestantischen Familienuniversität mit quasi-erblichen Lehrstühlen machte.¹²

2004, 23-29, und *dens.*, Luther, Melancthon und Chytræus und ihre Bedeutung für die Theologenausbildung im schwedischen Reich, in: Herman J. Selderhuis/Markus Wriedt (Hrsg.), Konfession, Migration und Elitenbildung. Studien zur Theologenausbildung des 16. Jahrhunderts. Leiden/Boston 2007, 53-83, außerdem *Gert Haendler*, Der Rostocker Theologe David Chytraeus († 1600) und seine Beziehung zu König Johann III. von Schweden, in: *ders.*, Kirchliche Verbindungen über die Ostsee hinweg in Geschichte und Gegenwart. Ein Überblick, zehn Studien und eine Predigt. Festschrift zum 75. Geburtstag des Autors, hrsg. von Heinrich Holze. Leipzig 1999, 140-152, und *Simone Giese*, Versuche einer religiösen Kontrolle der Studenten durch geistliche und politische Eliten im Königreich Schweden in der Frühen Neuzeit, in: Selderhuis/Wriedt, Konfession, Migration und Elitenbildung (wie oben), 27-51.

¹⁰ Zu den humanistischen Reformen an deutschen Universitäten vgl. etwa die neueren Studien von *Matthias Asche*, Frequenzeinbrüche und Reformen. Die deutschen Universitäten in den 1520er bis 1560er Jahren zwischen Reformation und humanistischem Neuanfang, in: Walther Ludwig (Hrsg.), Die Musen im Reformationszeitalter. Akten der Tagung der Stiftung Luthergedenkstätten in der Lutherstadt Wittenberg 14.-16. Oktober 1999. Leipzig 2001, 53-96, und *ders.*, Humanistische Bildungskonzeptionen im Konfessionellen Zeitalter. Ein Problemaufriss in zehn Thesen, in: Julius Oswald/Rita Haub (Hrsg.), Jesuitica. Forschungen zur frühen Geschichte des Jesuitenordens in Bayern bis zur Aufhebung 1773. München 2001, 373-404, jeweils mit weiterführender Literatur.

¹¹ Dies wurde explizit herausgearbeitet von *Thomas Kaufmann*, Universität und lutherische Konfessionalisierung. Die Rostocker Theologieprofessoren und ihr Beitrag zur theologischen Bildung und kirchlichen Gestaltung im Herzogtum Mecklenburg zwischen 1550 und 1675. Gütersloh 1997, vgl. auch aus der Perspektive der Stadt Rostock *Jonathan Strom*, Orthodoxy and Reform. The Clergy in seventeenth-Century Rostock. Tübingen 1999.

¹² Zum Typus protestantischer Familienuniversitäten vgl. aus neuerer Zeit *Matthias Asche*, Über den Nutzen von Landesuniversitäten in der Frühen Neuzeit. Leistung und Grenzen der protestantischen „Familienuniversität“, in: Peter Herde/Anton Schindling (Hrsg.), Universität Würzburg und Wissenschaft in der Neuzeit. Beiträge zur Bildungsgeschichte. Gewidmet Peter Baumgart anlässlich seines 65. Geburtstages. Würzburg 1998, 133-149, sowie die wichtigen Studien von *Julian Kümmeler*, Profile lutherischer Gelehrtenfamilien. Vergleichende Überle-

Die Universität Rostock konnte ihren Doppelcharakter als Hochschule für den hansischen Raum und die Länder an der Ostsee sowie als mecklenburgische Landesuniversität noch bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges bewahren, als sie im Windschatten des Krieges eine letzte, kurze Blütephase erlebte.¹³ Von den politischen und wirtschaftlichen Kriegsfolgen konnten sich jedoch weder das Trägerterritorium und der Hochschulstandort noch die Universität insgesamt erholen. Zudem hatte sich die Universitätslandschaft entlang der Ostseeküste und in Norddeutschland im 16. und 17. Jahrhundert enorm verdichtet: Neue Hochschulen wurden gegründet in Frankfurt an der Oder (1506), Königsberg (1544), Helmstedt (1576), Dorpat (1632–1665; nochmals 1690–1710), Åbo (1640), Kiel (1665) und Lund (1667).¹⁴ Mit dem definitiven Ende der Hansegemeinschaft um die Mitte des 17. Jahrhunderts hatte die Rostocker Universität den politischen, wirtschaftlichen und nicht zuletzt den sozialen Rückhalt im vormals hansestädtischen Bürgertum unwiederbringlich verloren, so daß sich ihre nichtmecklenburgische Studentenschaft immer deutlicher aus den ehemaligen wendischen Hansestädten Lübeck, Stralsund, Hamburg und Lüneburg – praktisch die bis zum Schluß aktive Kerngruppe der alten Hansegemeinschaft – rekrutierte, bevor Rostock im Laufe des 18. Jahrhunderts endgültig zu einer mecklenburgischen Landesuniversität wurde. Daß die vormals bedeutende Universität nicht einmal diesen Status bewahren konnte, lag an der ungeschickten Bildungspolitik des Schweriner Herzogs Friedrich vor dem Hintergrund der letzten politi-

gungen zu einer sozio-konfessionellen und bildungsgeschichtlichen Formation der Frühen Neuzeit, in: *Acta Comeniana* 17, 2003, 33-71, *ders.*, Wissenschaft und Verwandtschaft. Protestantische Theologenausbildung im Zeichen der Familie vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, in: Herman J. Selderhuis/Markus Wriedt (Hrsg.), *Bildung und Konfession. Theologenausbildung im Zeitalter der Konfessionalisierung*. Tübingen 2006, 159-210, und *ders.*, Konfessionalität und Gelehrtenkultur im Generationenverband. Protestantische Theologen- und Juristenfamilien im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, in Frankreich und in der Schweiz, in: Thomas Kaufmann/Anselm Schubert/Kaspar von Greyerz (Hrsg.), *Frühneuzeitliche Konfessionskulturen*. Gütersloh 2008, 69-97, und *ders.*, Luthertum, humanistische Bildung und württembergischer Territorialstaat. Die Gelehrtenfamilie Bidenbach vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Stuttgart 2008.

¹³ Zur Bedeutung des Dreißigjährigen Krieges für die Universitäten im Ostseeraum vgl. neuerdings die komparatistische Studie von *Howard Hotson*, *A Dark Golden Age. The Thirty Years War and the Universities of Northern Europe*, in: Allan I. Macinnes/Thomas Riis/Frederik Pedersen (Hrsg.), *Ships, Guns and Bibles in the North Sea and Baltic States, c. 1350-c. 1700*. East Linton 2000, 235-270.

¹⁴ Einen knappen Überblick über die Universitätslandschaft im Ostseeraum gibt *Matthias Asche*, *Der Ostseeraum als Universitäts- und Bildungslandschaft im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit. Baustein für eine hansische Kulturgeschichte*, in: *Blätter für deutsche Landesgeschichte* 135, 1999, 1-20 [auch als Online-Ressource verfügbar: http://mdz1.bib-bvb.de/cocoon/bdlg/Band_bsb00000339.html].

schen Auseinandersetzungen mit der autonomen Stadt Rostock.¹⁵ Den Tiefpunkt der Rostocker Universitätsgeschichte markierte 1760 die knapp drei Jahrzehnte währende Spaltung der Universität in eine rätliche in Rostock und eine herzogliche in Bützow.¹⁶

Der Rostocker Universität ist es gelungen, ihre führende geistige, wissenschaftliche und frequentielle Stellung bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts gegenüber den rund um die Ostsee neugegründeten Hochschulen zu bewahren, auch wenn die sich seit den Reformationsjahrzehnten zunehmend ausdifferenzierende lutherische Bildungslandschaft an der Ostsee langfristig die Studentenströme aus diesem Raum kanalisiert und segmentiert hat. Für die Genese einer Bildungslandschaft ist die raumstrukturierende Funktion gerade höherer Bildungseinrichtungen von zentraler Bedeutung, ging doch die Neugründung von Hochschulen in aller Regel mit Frequenzeinbußen, aber auch Veränderungen und Reduzierungen traditioneller regionaler Einzugsbereiche bestehender Universitäten einher. Der Terminus Bildungslandschaft beschreibt weit mehr als die bloße Konzentration von Universitäten und höheren Schulen in einem naturräumlich definierten geographischen Gebiet. Diese in einer klar abgegrenzten beziehungsweise abgrenzbaren Region mit gemeinsamer kultureller Prägung und Sprache wirkenden Institutionen gelehrter Bildung müssen zudem über das gleiche konfessionelle Bekenntnis verfügen und durch personelle Netzwerke miteinander verbunden sein. Bei der Zuordnung territorial und konfessionell kleinteiliger Regi-

¹⁵ Zur Politik des Schweriner Herzogs Friedrich vgl. die Hinweise bei *dems.*, „Friedrich, Ruhm und Trost der Deinen. O, wie warest Du so gut.“ Herzog Friedrich von Mecklenburg-Schwerin (1756-1785) – Möglichkeiten und Grenzen eines frommen Aufklärers, in: Matthias Manke/Ernst Münch (Hrsg.), *Verfassung und Lebenswirklichkeit. Der Landesgrundgesetzliche Erbvergleich von 1755 in seiner Zeit.* Lübeck 2006, 225-260, und *dems.*, *Mecklenburg am Ende des Alten Reiches. Die Schwerin und Strelitzer Herzöge zwischen landesherrlichen Ansprüchen und begrenzten Handlungsspielräumen im Spannungsfeld von deutschem Dualismus und europäischen Großmachtinteressen,* in: Matthias Manke/Ernst Münch (Hrsg.), *Unter Napoleons Adler – Mecklenburg in der Franzosenzeit,* Lübeck 2009, 21-54.

¹⁶ Zur historischen Einordnung der Bützower Universitätsgründung vgl. neuerdings zusammenfassend *dems.*, *Die mecklenburgische Hochschule Bützow (1760-1789) – nur ein Kuriosum der deutschen Universitätsgeschichte? Versuch einer historischen Neubewertung,* in: *Jahrbuch für Universitätsgeschichte* 9, 2006, 133-147, und *dems.*, *Universität und Stadt im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit. Überlegungen zu einem wenig bekannten Kapitel der deutschen Universitätsgeschichte am Beispiel Rostocks und Bützows,* in: Michael Maaser (Hrsg.), *Stadt – Universität – Archiv* [erscheint Göttingen 2009], außerdem die Arbeiten von *Günter Camenz*, *Zur Geschichte der „Fridericana“ in Bützow,* in: *750 Jahre Stiftskirche St. Maria, St. Johannes, St. Elisabeth Bützow.* Vortragsveranstaltung am 12. September 1998. *Tagungsbericht.* Güstrow 1998, 138-156, *dems.*, *Zur Geschichte der Universität Fridericana in Bützow 1760-1789.* Bützow 1999, *dems.*, *Bützow – Universitätsstadt im 18. Jahrhundert,* in: *Heimathefte für Mecklenburg und Vorpommern.* 11, 2001/VIII, 12-17, und vor allem *dems.*, *Die Herzoglichen. Friedrichs-Universität (1760-1789) und Paedagogium (1760-1780) zu Bützow in Mecklenburg.* Schwerin 2004.

onen zu zusammenhängenden Bildungslandschaften muß also neben der konfessionellen Homogenität stets auch die produktive Konkurrenz verschiedener Bildungsinstitutionen innerhalb einer nicht an politische Grenzen gebundenen Kommunikationsregion Berücksichtigung finden.¹⁷

Rostock, Greifswald und die Bildungslandschaft im südlichen Ostseeraum – oder: die pommersche Landesuniversität als Opfer unproduktiver Konkurrenz¹⁸

Unter diesen Voraussetzungen kann der südliche Ostseeraum zwischen Kiel und Reval als eine echte Bildungslandschaft seit dem späten Mittelalter – nach der Reformation zudem unter dezidiert lutherischem Vorzeichen – verstanden und interpretiert werden, die sich durch gemeinsame bildungsgeschichtliche Traditi-

¹⁷ Unter Bezugnahme auf aktuelle Forschungsparadigmen wird der neuerdings oft bemühte, aber nur selten mit konkreten Inhalten gefüllte Terminus *Bildungslandschaften* als Ausdruck vertiefter Bildungs- und Kulturbeziehungen innerhalb einer Region oder zwischen mehreren Regionen oder aber zwischen einer beziehungsweise mehreren Bildungsanstalten verstanden. Dabei handelt es sich freilich um virtuelle Räume, was die Rekonstruktion dieser zeitgebundenen, zudem stets variablen „mental maps“ so schwierig macht. Angesichts der Realität der konfessionellen Segmentierung des alteuropäischen Bildungssystems im Gefolge von Reformation und Katholischer Reform wurde das für die Wahl eines Ausbildungsortes traditionell dominante Kriterium der geographischen Nähe und Nachbarschaft zugunsten konfessioneller Präferenzen aufgegeben, so daß für das Bildungswesen des Konfessionellen Zeitalters geographische Nähe zugleich geistig-konfessionelle Ferne, ja sogar Fremde bedeuten konnte – und umgekehrt, vgl. die konzeptionellen Überlegungen bei *Rolf Kießling*, „Schullandschaften“ – ein Forschungsansatz für das Spätmittelalter und die Frühe Neuzeit. Entwickelt anhand süddeutscher Beispiele, in: Heinz Schilling/Stefan Ehrenpreis (Hrsg.), *Erziehung und Schulwesen zwischen Konfessionalisierung und Säkularisierung. Forschungsperspektiven – europäische Fallbeispiele – Hilfsmittel*. Münster/New York 2003, 35-54, *Helmut Flachenecker/Rolf Kießling* (Hrsg.), *Schullandschaften in Altbayern, Franken und Schwaben. Untersuchungen zur Ausbreitung und Typologie des Bildungswesens in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*. München 2005, *Thomas Töpfer*, Gab es „Bildungslandschaften“ im Alten Reich? Dimensionen und Möglichkeiten einer aktuellen Kategorie der frühneuzeitlichen Universitätsgeschichte am Beispiel Mitteldeutschlands, in: *Jahrbuch für Universitätsgeschichte* 9, 2006, 101-112, und *Matthias Asche*, Bildungslandschaften im Reich der Frühen Neuzeit. Überlegungen zum landsmannschaftlichen Prinzip an deutschen Universitäten in der Vormoderne, in: Daniela Siebe (Hrsg.), „Orte der Gelahrtheit.“ Personen, Prozesse und Reformen an protestantischen deutschen Universitäten des Alten Reiches. Stuttgart 2008, 1-44.

¹⁸ Die folgenden Ausführungen basieren im wesentlichen auf den Ergebnissen der ausführlichen Studie von *dems.*, *Zu den Funktionen der Universität Greifswald von ihrer Gründung bis zum Ende der schwedischen Herrschaft. Eine Überprüfung von historiographischen Attributen*, in: Dirk Alvermann/Nils Jörn/Jens E. Olesen (Hrsg.), *Die Universität Greifswald in der Bildungslandschaft des Ostseeraums*. Berlin 2007, 29-68. Zumal dort der aktuelle Forschungsstand breit nachgewiesen wird, soll auf detaillierte Einzelnachweise weitgehend verzichtet werden. Statt dessen wird im folgenden lediglich die wichtigste neueste Literatur genannt.

onslinien¹⁹ definiert hat – ein Faktum übrigens, welches sich nicht zuletzt auch durch den – zumindest in Grundzügen – parallelen Verlauf der lutherischen Stadtreformationen in den vielfach weitgehend autonom von den Landesherren agierenden Hansestädten entlang der südlichen Ostseeküste erklärt. Die rasche Ausbreitung reformatorischen Gedankengutes im gesamten Ostseeraum – bis hin zu den theologischen und kirchenorganisatorischen Einflüssen auf die sich formierenden lutherischen Kirchentümer in den skandinavischen und baltischen Ländern – waren ohne eine enge Koordination und personelle Austauschvorgänge der Hansestädte untereinander nicht denkbar. Die Reformation und die zeitlich daran anschließende, das kirchliche Leben der Ostseeländer bis zum Ende des 18. Jahrhunderts maßgeblich prägende lutherische Orthodoxie stellten stabile Klammern für den hansischen Wirtschafts-, Verkehrs- und Kommunikationsraum dar, obwohl dessen ursprünglicher kommunikativer Kern – die Hansegemeinschaft – spätestens nach dem letzten Hansetag in Lübeck (1669) nicht mehr existent war.

Die Bildungslandschaft im Ostseeraum brach sukzessiv auseinander, als in mehreren Schüben – einmal infolge der Übernahme des landesherrlichen Kirchenregiments nach der Reformation und nochmals als Folge einer erstarkenden Landesherrschaft im Zeitalter des Absolutismus – das Prinzip der konfessionell gebundenen Landesuniversität im Laufe der Reformation immer restriktiver zur

¹⁹ Eine Sonderrolle nahmen dabei freilich die bedeutenden nicht-lutherischen, höheren Bildungsanstalten im Ostseeraum ein. Zu nennen sind zunächst die katholischen Bildungsanstalten – das 1568 gegründete Braunsberger Jesuitenkolleg, welches 1642 mit Promotionsrechten ausgestattet wurde und bereits in den Jahrzehnten um 1600 nach Wittenberg, Rostock, Greifswald und Helmstedt die von schwedischen und finnischen Studenten am meisten besuchte Bildungsanstalt auf dem Kontinent gewesen ist, vgl. die Hinweise bei *Giese*, Studenten aus Mitternacht (wie Anm. 7), 357 ff., sowie die 1569 eröffnete und 1579 mit Universitätsprivilegien begabte Jesuitenuniversität Wilna, welche die Landesuniversität für den litauischen Teil des Polnisch-Litauischen Großreiches war, vgl. die knappe Matrikelanalyse der ersten fünfzig Jahre von *Stasys Goštautas*, The early History of the University of Vilnius. A Crossroads between East and West, in: Gert von Pistohlkors/Toivo U. Raun/Paul Kaegbein (Hrsg.), Die Universitäten Dorpat/Tartu, Riga, Wilna/Vilnius 1579-1979. Beiträge zu ihrer Geschichte und ihrer Wirkung im Grenzbereich zwischen West und Ost. Köln/Wien 1987, 1-10, hier 5, außerdem die Liste der päpstlichen Seminaristen von *Jan Poplatek*, Wykaz alumnów seminarjum papieskiego w Wilnie 1582-1773, in: *Ateneum Wilenskie* 11, 1936, 218-282. Die beiden Jesuitenuniversitäten wurden zudem – häufig freilich inkognito – auch von protestantischen Studenten aufgesucht, da dort ein unentgeltlicher Unterricht angeboten wurde, der zumindest im Fächerkanon der *Artes* dem Niveau und den Inhalten protestantischer Universitäten und *Akademischer Gymnasien* entsprach. Eine überregionale Ausstrahlung besaßen auch die in den Jahrzehnten um 1600 blühenden reformierten *Akademischen Gymnasien* in Bremen und Danzig (1558), vgl. zum regionalen Einzugsbereich Bremens die Studie von *Friedrich Prüsser*, Das Bremer Gymnasium illustre in seinen landschaftlichen und personellen Beziehungen. Bremen 1961, zu demjenigen Danzigs *Zbigniew Nowak/Przemysław Sfaran* (Hrsg.), *Księga wpisów uczniów Gimnazjum Gdańskiego 1580-1814*. Warszawa/Poznań 1974.

Geltung gebracht wurde. Dies drückte sich beispielsweise auch in einer Gründungswelle neuer Universitäten im Ostseeraum um die Mitte des 17. Jahrhunderts aus (1632 Dorpat, 1640 Åbo, 1665 Kiel, 1667 Lund), die einen deutlich lokaleren Zuschnitt besaßen, aber dennoch institutionell, ideell und personell eng mit den älteren Ostsee-Universitäten verbunden blieben.²⁰ Die Entwicklung von konfessionell homogenen Landesuniversitäten unter dem Eindruck des zunehmend selbstbewußter agierenden, zum Absolutismus neigenden Fürstenstaates führte im späteren 17. und 18. Jahrhundert geradezu notgedrungen zu einer stärkeren regionalen Segmentierung der Besucherschaft aus den Ländern im südlichen Ostseeraum und zur Einschränkung der Studenten- und Gelehrtenmigration. Bei aller Begrenztheit der konfessionellen Landesuniversitäten muß jedoch auch der weiterhin rege wissenschaftliche, personelle und kulturelle Austausch zwischen den einzelnen Hochschulen betont werden, der sich im Fortleben einer übernationalen und überkonfessionellen humanistischen *Res publica litteraria* manifestierte, die sich unter anderem auch durch Studien- und Bildungsreisen sowie auswärtige Berufungen der Professoren ausdrücken konnte.²¹

Bezüglich der Stellung der Universität Greifswald in der skizzierten Bildungslandschaft im südlichen Ostseeraum muß vorausgeschickt werden, daß die vom pommerschen Herzog in Zusammenarbeit mit dem Greifswalder Bürgermeister Heinrich Rubenow und dem Camminer Bischof betriebene Gründung der Universität Greifswald im Jahre 1456²² – neben den spezifischen Bildungsinteressen des hansestädtischen Bürgertums und den Bildungsbedürfnissen, welche sich aus allgemeinen Staatsbildungs- und Professionalisierungsprozessen im

²⁰ Hierzu vgl. die Hinweise bei *Asche*, *Der Ostseeraum als Universitäts- und Bildungslandschaft* (wie Anm. 14).

²¹ Hierzu vgl. die aktuellen Literaturberichte von *Markus Friedrich*, Zwischen „Späthumanismus“ und „Standeskultur“. Neuere Forschungen zur intellektuellen und sozialen Situation von Gelehrten um 1600, in: Arndt Brendecke/Wolfgang Burgdorf (Hrsg.), *Wege in die Frühe Neuzeit*. Neuried 2001, 61-91, und *Matthias Asche*, Kontinuität humanistisch-literarischer Bildungs- und Lebensentwürfe in gelehrten späthumanistisch-barocken Netzwerken. Erträge und Forschungsperspektiven eines Osnabrücker Editionsprojektes für die frühneuzeitliche Kulturgeschichtsforschung, in: *Historisches Jahrbuch* 128, 2008, 439-468.

²² Die wichtigen Beiträge von Roderich Schmidt zur Gründung der Universität Greifswald liegen nun auch gesammelt vor, vgl. *Roderich Schmidt*, *Fundatio et confirmatio universitatis. Von den Anfängen deutscher Universitäten*. Goldbach 1998, außerdem *ders.*, Heinrich Rubenow und die Gründung der Universität Greifswald, in: Sönke Lorenz (Hrsg.), *Attempo – oder wie stiftet man eine Universität? Die Universitäten der sogenannten zweiten Gründungswelle im Vergleich*. Stuttgart 1999, 19-34, *ders.*, Gründung und Entwicklung der Universität Greifswald bis zur Einführung der Reformation, in: Horst Wernicke (Hrsg.), *Greifswald. Geschichte der Stadt*. Schwerin 2000, 187-190, und *ders.* Die Gründung der Universität Greifswald am 17. Oktober 1456 als Beispiel für die Entstehung von „Generalstudien“ im europäischen Mittelalter, in: Dirk Alvermann/Karl-Heinz Spieß (Hrsg.), *Bausteine zur Greifswalder Universitätsgeschichte. Vorträge anlässlich des Jubiläums „500 Jahre Universität Greifswald“*, Stuttgart 2008, 9-17.

Herzogtum Pommern selbst ergaben – auch vor dem Hintergrund des Spannungsfelds politischer Rivalitäten zwischen den mecklenburgischen und pommerschen Herzögen in der Region gedeutet werden muß. Greifswald war nach Rostock die zweitälteste Universität im Ostseeraum und lag – in enger Nachbarschaft zur älteren mecklenburgischen Schwester – ebenfalls im Zentrum des hansischen Wirtschafts-, Verkehrs- und Kommunikationsraumes. Daß Greifswald zumindest um die Mitte des 15. Jahrhunderts als ein geeigneter Hochschulstandort betrachtet wurde, zeigt nicht zuletzt die Tatsache, daß sich während des Interdikts des Basler Konzils zwischen 1437 und 1443 ein großer Teil der Rostocker Professoren und Studenten in der Hansestadt am Ryk aufgehalten hatte.

Jedenfalls zeigt sich bei der Gründung der pommerschen Universität zweifellos der nach wie vor von den Zeitgenossen empfundene Mangel höherer Bildungsanstalten in dieser Region. Zwar war es mit Krakau bereits früh im Polnischen Reich zu einer eigenen Universitätsgründung gekommen (1364), doch gab es bis 1477 (Uppsala) beziehungsweise 1479 (Kopenhagen) weder in den skandinavischen Ländern, noch in den preußischen und livländischen Territorien und Städten eigene Hochschulen. Rostock und Greifswald fungierten also von Beginn an gewissermaßen naturgegeben für Studenten gerade aus diesen Ländern als „Eintritts-“ oder „Durchgangsuniversitäten“ zu den wissenschaftlich-kulturellen Zentren auf dem Kontinent.²³ Dabei vermochten die bis weit in die Reformationsjahrzehnte hinein vergleichsweise wenig profilierten Neugründungen Uppsala und Kopenhagen praktisch kaum die anhaltend hohen Besucherzahlen schwedischer und finnischer Studenten an den Universitäten Rostock und Greifswald zu beeinträchtigen.²⁴

Der direkte Vergleich der Immatrikulationsfrequenzen sowie der regionalen Einzugsbereiche Rostocks und Greifswalds in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zeigt, daß beide Universitäten trotz ihrer geographischen Nähe durchaus

²³ Zur Einordnung dieses Phänomens vgl. *Matthias Asche*, „Peregrinatio academica“ in Europa im Konfessionellen Zeitalter. Bestandsaufnahme eines unübersichtlichen Forschungsfeldes und Versuch einer Interpretation unter migrationsgeschichtlichen Aspekten, in: *Jahrbuch für Europäische Geschichte* 6, 2005, 3-33.

²⁴ Zum Besuch von Studenten aus dem Schwedischen Reich seit dem Mittelalter vgl. etwa die neuere Gesamtdarstellung von *Pär Eliasson*, *Från Peregrinatio Academica till Peregrinatio Erudita. Svenska akademikers studieresor och universitetsvistelser i utlandet intill år 1800*. Umeå 1990, und knapper *ders.*, *Peregrinatio Academica. The Study Tours and University Visits of Swedish Students until the Year 1800. 600 Years of travelling Students*, in: *Science Studies. A Scandinavian Journal published by the Finnish Society for Science Studies* 5, 1992/II, 29-42 [übersetzt und leicht überarbeitet wiederveröffentlicht unter den Titeln *Resande studenter under 600 år*, in: *Lychnos. Årsbok för idé- och lärdomshistoria* 1992, 71-102, und *Reisende Studenten während sechs Jahrhunderten*, in: *Gunnar Müller-Waldeck* (Hrsg.), *Drei Kronen und ein Greif. Deutschland und Schweden – Schweden in Deutschland*. Bremen 1998, 9-31].

nebeneinander bestehen konnten, wenngleich die pommersche Hochschule stets weniger Besucher hatte als die mecklenburgische und – ganz im Gegensatz zu Rostock – offenbar eine erkennbar geringere Akzeptanz beim hansestädtischen Bürgertum besaß und sogar noch nicht einmal sämtliche pommersche Landeskinder an sich zu binden vermochte, so daß die überregionale Bedeutung Greifswalds schon in den ersten Jahrzehnten ihrer Gründung deutlich relativiert werden muß.²⁵ Mit der Eröffnung der ebenfalls Greifswald unmittelbar benachbarten kurbrandenburgischen Universität in Frankfurt an der Oder im Jahre 1506 wurde dann jedoch die Hochschulkonzentration in dieser Region signifikant zu dicht, denn die chronisch unterfinanzierte pommersche Universität mußte sich im 16. und frühen 17. Jahrhundert zwischen zwei wissenschaftlich hochprofilierten Hochschulen behaupten, was ihr schließlich nicht mehr gelang.²⁶ Die

²⁵ Die hohe Akzeptanz der pommerschen Universität durch Greifswalder Bürgersöhne liegt auf der Hand. Doch bereits das benachbarte Stralsund, deren Ratsherrenfamilien aufs Engste mit denjenigen Greifswalds verflochten waren, zeigt eine fast gleich starke Affinität zu Rostock: Zwischen 1456 und 1524 immatrikulierten sich 160 Stralsunder Studenten in Greifswald, aber immerhin auch 138 in Rostock – Doppeleinschreibungen sind dabei freilich unberücksichtigt. Ähnliche Ergebnisse zeigen auch die Befunde zur Hochschulwahl von Studentengruppen aus den anderen vorpommerschen Hansestädten Stettin, Demmin und Anklam. Während bereits die der Greifswalder Universität entfernteren hinterpommerschen Hansestädte eine bemerkenswert ausgeprägte Bindung zu Rostock, aber auch zu Frankfurt an der Oder und Leipzig, besaßen, fällt die Analyse der Wahl des Hochschulortes von Studenten aus den führenden wendischen Hansestädten außerhalb Pommerns noch deutlicher zugunsten Rostocks aus. Einige Zahlen mögen dies verdeutlichen: Im Falle der Studenten aus Hamburg war das Zahlenverhältnis zwischen Rostock und Greifswald 407 zu 25, im Falle Lübecks in diesem Zeitraum sogar 656 zu 30. Ja selbst im Falle der Greifswald näher als Rostock gelegenen, zum *Preußischen Quartier* der Hanse gehörigen Stadt Danzig war das Verhältnis mit 55 zu 35 eindeutig zugunsten der mecklenburgischen Universität. Auch aus den anderen preußischen Hansestädten wurden vor der Reformation nur sehr selten Bürgersöhne ins nahegelegene Greifswald zum Studium entsandt: Zwischen 1456 und 1538 haben 29 Königsberger, 6 Elbinger und 5 Thorner Bürgersöhne in Rostock ihr Studium aufgenommen, aber nur 11 Königsberger, 2 Elbinger und kein einziger Thorner in Greifswald. Allerdings war weder Rostock noch Greifswald für Studenten aus den beiden preußischen Landesteilen zu keiner Zeit die wichtigste Bezugsuniversität, sondern die Universitäten Krakau und Leipzig sowie später Frankfurt an der Oder, vgl. die auf dem Zahlenwerk der Matrikelanalyse von *Achim Link*, *Auf dem Weg zur Landesuniversität. Studien zur Herkunft spätmittelalterlicher Studenten am Beispiel Greifswald (1456-1524)*. Stuttgart 2000, basierende Studie von *Asche*, *Zu den Funktionen der Universität Greifswald* (wie Anm. 18), 60ff.

²⁶ Zum weiten regionalen Einzugsbereich der *Viadrina* vgl. zusammenfassend *Christof Römer*, *Herkunft der Studenten in Frankfurt an der Oder 1506–1810*. Berlin/New York 1979, zur Ausstrahlung der Universität Frankfurt an der Oder auf Schlesien: *Paul Reh*, *Oberschlesien auf der Universität Frankfurt/Oder*, in: *Oberschlesien* 5, 1906, 461–472, 529–542, 576–588, 629–640, *Gottfried Kliesch*, *Der Einfluß der Universität Frankfurt an der Oder auf die schlesische Bildungsgeschichte*, dargestellt an den Breslauer Immatrikulierten von 1506–1648. Würzburg 1961, *Bertram Hartling*, *Die kurbrandenburgische Universität Frankfurt an der Oder und ihre Bedeutung für das Geistesleben Ostdeutschlands im 16. und 17. Jahrhundert*

zunehmende Verdichtung der Universitätslandschaft im Ostseeraum – verbunden mit der enormen überterritorialen geistig-theologischen Sogwirkung Wittenbergs in den Reformationsjahrzehnten – sollte sich insbesondere für eine günstige Fortentwicklung Greifswalds nachhaltig als hinderlich erweisen. Mit Ausnahme der Studenten aus dem Schwedischen Reich blieben von den in den Gründungsjahrzehnten zahlreichen größeren nichtpommerschen Besuchergruppen – insbesondere Niederländer, Schleswiger und Holsteiner, Preußen und Balten – kaum Auswärtige in nennenswerter Zahl.²⁷

Greifswald trug also schon sehr früh den Charakter einer Hochschule für pommersche Landeskinder mit den typischen Strukturen einer protestantischen Familienuniversität,²⁸ wobei freilich die Ausbildung und soziale Reproduktion

mit besonderer Berücksichtigung Schlesiens, in: Wichmann-Jahrbuch für Kirchengeschichte im Bistum Berlin 15/16, 1961/62, 107-120, *Otto Bardong*, Die Breslauer an der Universität Frankfurt an der Oder. Ein Beitrag zur schlesischen Bildungsgeschichte 1648-1811. Würzburg 1970, *Othmar Feyl*, Die Universität Frankfurt/Oder in der Bildungsgeschichte des östlichen Europa. Frankfurt an der Oder 1980, und *ders.*, Die Viadrina und das östliche Europa. Eine bildungsgeschichtliche Studie, in: Günther Haase/Joachim Winkler (Hrsg.), Die Oder-Universität Frankfurt. Beiträge zu ihrer Geschichte. Weimar 1983, 105-139, auf Preußen und die anderen Länder des Polnisch-Litauischen Reiches: *Theodor Wotschke*, Polnische Studenten in Frankfurt, in: Jahrbuch für Kultur und Geschichte der Slaven N.F. 5, 1929, 228-244, *Horst Kenkel*, Studenten aus Ost- und Westpreußen an außerpreußischen Universitäten vor 1815. Hamburg 1981, und *Dorota Żołądź-Strzelczyk*, Peregrinatio academia. Studia młodzieży polskiej z Korony i Litwy na akademiach i uniwersytetach niemieckich w XVI i pierwszej połowie XVII wieku. Poznań 1996, 150ff., sowie auf die Länder der Stephanskronen: *Franz Schullerus*, Siebenbürger Studenten an der Universität Frankfurt an der Oder (1546 bis 1796), in: Archiv des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde 22, 1889, 405-412, und *Sándor Ladányi*, Ungarische Studenten an der Universität Frankfurt an der Oder, in: András Szabó (Hrsg.), Iter Germanicum. Deutschland und die Reformierte Kirche in Ungarn im 16. bis 17. Jahrhundert. Budapest 1999, 214-220.

²⁷ Für einen – freilich quantitativ geringen, aber dennoch kontinuierlichen – Zuzug von auswärtigen Studenten sorgte lediglich das auch noch im 19. Jahrhundert in Greifswald offenbar gut ausgebildete Stipendienwesen. Exemplarisch sei verwiesen auf ein an der Wende zum 18. Jahrhundert gestiftetes Stipendium für lutherische Studenten aus den Ländern der Stephanskronen, vgl. *Dirk Alvermann*, Stipendien als strukturelle Elemente des Migrationsnetzes. Das Beispiel Greifswald, in: Márta Fata/Gyula Kurucz/Anton Schindling (Hrsg.), Peregrinatio Hungarica. Studenten aus Ungarn an deutschen und österreichischen Hochschulen vom 16. bis zum 20. Jahrhundert. Stuttgart 2006, 345-384. Eine Gesamtübersicht der zahlreichen Stipendien an der Universität Greifswald bei *Oliver Auge*, „Zum Nutzen der daselbst studierenden Jugend von gottseligen Herzen gestiftet.“ Private Stipendien und Studienstiftungen an der Universität Greifswald bis 1945, in: Dirk Alvermann/Karl-Heinz Spieß (Hrsg.), Universität und Gesellschaft. Festschrift zur 550-Jahrfeier der Universität Greifswald. Bd. 2. Rostock 2006, 135-168.

²⁸ Hierzu vgl. etwa die jüngeren Studien von *Dirk Alvermann*, Reformatorischer Neubeginn und akademischer Aufbruch. Die Greifswalder hohe Schule auf dem Weg zur pommerschen Landesuniversität, in: Henning Rischer/Martin Schoebel (Hrsg.), Verfassung und Verwaltung Pommerns in der Neuzeit. Vorträge des 19. Demminer Kolloquiums zum 75. Geburtstag von

der territorialen Eliten – darauf sei explizit hingewiesen – stets der Primärzweck vormoderner Landesuniversitäten gewesen ist. Dennoch reduzierte sich der regionale Ausstrahlungsbereich Greifswalds weiter durch die territorialen Veränderungen des Herzogtums Pommerns, welches im Westfälischen Frieden zwischen Schweden und Kurbrandenburg aufgeteilt wurde. Für Studenten aus Hinterpommern wurden nach dem Dreißigjährigen Krieg, nach dem Nordischen Krieg auch für diejenigen aus den an Preußen gefallen Teilen Schwedisch-Pommerns bis zur Peene – darunter insbesondere die zuvor zahlreichen Studenten aus der Stadt Stettin – die brandenburg-preußischen Hochschulen, insbesondere Königsberg und später Halle, zu den genuinen Landesuniversitäten. Kernrekrutierungsgebiet der Greifswalder Hochschule blieb bis zum Übergang der Universität an das Königreich Preußen im Jahre 1815 Schwedisch-Vorpommern mit den größeren Städten Stralsund, Greifswald, Anklam und Demmin.

Im direkten Vergleich der Universitäten Rostock und Greifswald ist festzuhalten, daß erstere – zumindest bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts – mehrere Funktionen zugleich erfüllte: Neben ihrer Aufgabe als mecklenburgische Landesuniversität war sie die zentrale lutherische Hochschule für das hansestädtische Bürgertum und – quasi gleichberechtigt neben Wittenberg – der führende Ausbildungsort für Studenten aus den Ländern im Ostseeraum. Ihre Greifswalder Schwester besaß hingegen von Beginn an keine vergleichbare Akzeptanz unter den Studenten aus den Hansestädten, sondern blieb stets eine Universität für (vor-)pommersche Landeskinder. Greifswald hatte bis weit ins 17. Jahrhundert hinein nicht nur den an der mecklenburgischen Universität lehrenden Autoritäten wenig entgegenzusetzen, sondern litt auch unter der geographischen Nähe zur kurbrandenburgischen Hochschule in Frankfurt an der Oder sowie an der anhaltend exzellenten Reputation Wittenbergs und der neugegründeten Universitäten in Nord- und Mitteldeutschland, welche allesamt auf die Länder im Ostseeraum ausstrahlten.²⁹ Erst das spätere 17. und das 18. Jahrhundert änderten

Joachim Wächter am 12. Mai 2001. Bremen 2004, 29-101, und *ders.*, Die frühneuzeitliche „Familienuniversität“ im Spiegel der Greifswalder Professorenporträts, in: *ders./Birgit Dahlenburg*, Greifswalder Köpfe. Gelehrtenporträts und Lebensbilder des 16.–18. Jahrhunderts aus der pommerschen Landesuniversität. Rostock 2006, 23-30.

²⁹ Dies belegen die folgenden Immatrikulationszahlen:

Herkunft der Studenten	Greifswald	Rostock	Frankfurt/O.	Wittenberg	Leipzig	Königsberg	Jena	Helmstedt	Dorpat
Est- und Livland (1561-1710)	105	455	73	339	202	275	185	74	601
Kurland (1561-1710)	11	117	41	102	59	554	64	24	20
Ost- und Westpreußen (1550-1649)	82	353	325	456	450	k. A.	240	122	5
Dänemark und Norwegen (mit Island) (1551-1650)	86	1234	40	888	134	52	81	118	0
Schweden (mit Finnland) (1550-1637)	255	456	35	383	25	29	80	175	165

insofern den Befund für die Universität Greifswald, als einerseits Rostock nach dem Dreißigjährigen Krieg seinen Zenit überschritten hatte und seither immer deutlicher die Konturen einer mecklenburgischen Landesuniversität hervortraten, andererseits die Greifswalder Hochschule seit 1637 unter schwedischer Herrschaft stand und allein schon deshalb von schwedischen und finnischen Untertanen verstärkt aufgesucht wurde. Bereits im gesamten 17. Jahrhundert waren mit 547 schwedischen Studenten mehr skandinavische Studenten in der Greifswalder Matrikel nachweisbar als in der Wittenberger (513) oder der Rostocker (362).³⁰ Um die Mitte des 18. Jahrhunderts machten in einigen Jahren Schweden und Finnen sogar die Hälfte der Greifswalder Gesamtstudentenschaft aus. Auch wenn die pommersche Universität nicht systematisch suedisiert wurde, so fungierte Greifswald – wie die anderen schwedischen Neugründungen des 17. Jahrhunderts – in erster Linie als Integrationsuniversität im Dienst der schwedischen Krone, aber eben auch als deren Prestigeobjekt, mit denen der politische Hege- monialanspruch über den Ostseeraum gleichsam durch einen geistig-kulturellen flankiert werden konnte.³¹ Der pommerschen Hochschule wuchs somit bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts eine führende, im deutschen Universitätswesen singuläre Vermittlungsrolle zwischen Schweden und Deutschland zu, die freilich in preußischer Zeit in Vergessenheit geriet und an welche erst in der Weimarer Republik durch die Einrichtung des Nordischen Instituts wieder angeknüpft werden

Imatrikulationszahlen nach *Tering*, Die baltischen Studenten (wie Anm. 8), 69f., *ders.*, Die est-, liv- und kurländischen Studenten (wie Anm. 8), 854, *Kenkel*, Studenten aus Ost- und Westpreußen (wie Anm. 26), *Vello Helk*, Dansk-Norske studierejser fra reformationen til e-nevælden 1536–1660. Med en matrikel over studerende i udlandet. Odense 1987, 42f., und *Giese*, Studenten aus Mitternacht (wie Anm. 7).

³⁰ *Lars Niléhn*, Peregrinatio academica. Det svenska samhället och de utrikes studieresorna under 1600-talet. Lund 1983, 189.

³¹ Aus neuerer Zeit vgl. knapp zusammenfassend *Herbert Langer*, Die Universität Greifswald als Mittler zwischen Schweden und den deutschen Territorien (16.-18. Jahrhundert), in: Kulturelle Beziehungen zwischen Schweden und Deutschland im 17. und 18. Jahrhundert. 3. Arbeitsgespräch schwedischer und deutscher Historiker in Stade am 6. und 7. Oktober 1989. Stade 1990, 27-34 und *Kjell Å. Modéer*, Die Universität Greifswald und Schweden. Rechts- und Kulturhistorische Betrachtungen, in: *Alvermann/Spieß*, Bausteine (wie Anm. 22), 107-127. Eine ähnliche Integrationsfunktion wie die sich gezielt mit der schwedischen und finnischen Sprache, Kultur und Geschichte beschäftigenden Greifswalder Gelehrten des 18. Jahrhunderts besaß das juristische Personal am Wismarer Tribunal für die Rechtspflege in den schwedischen Provinzen im Reich, welches sich allerdings nicht nur aus Greifswalder Rechtsprofessoren zusammensetzte, vgl. *Nils Jörn*, Greifswalder, Rostocker, Bützower und Erlanger Professoren am Wismarer Tribunal, in: *Dirk Alvermann/Jürgen Regge* (Hrsg.), *Justitia in Pommern*. Münster 2004, 205-234, außerdem *ders.* (Hrsg.), *Servorum Dei Gaudium*. Das ist Treuer Gottes Knechte Freuden=Lohn. Lebensbeschreibungen aus dem Umfeld des Wismarer Tribunals. Greifswald 2003.

konnte.³² In diesem Punkt zumindest gelang der pommerschen Landesuniversität dann auch die frequentielle Überflügelung der mecklenburgischen Konkurrenzanstalt – freilich erst im Laufe des 18. Jahrhunderts, als Rostock nur noch einen matten Abglanz seiner früheren Zeiten darstellte.

³² Dennoch hielt auch im gesamten 19. und frühen 20. Jahrhundert der Besuch von Studenten aus den skandinavischen Ländern in Greifswald an, vgl. *Jana Fietz*, *Nordische Studenten an der Universität Greifswald in der Zeit von 1815 bis 1933*. Stuttgart 2004.

Gisela Boeck

Chemie in Greifswald und Rostock im 19. Jahrhundert – Ein historischer Vergleich¹

Im folgenden Beitrag soll die Entwicklung der Chemie in Greifswald und Rostock dargestellt werden, wobei der Schwerpunkt jedoch nicht auf einer Betrachtung der fachwissenschaftlichen Leistungen, sondern mehr auf der Untersuchung der Lehrstuhlentwicklung liegt (vgl. auch Tab. 1 bis 3).

Entwicklungsstand der Chemie zu Beginn des 19. Jahrhunderts

Chemische Vorgänge sind mit der Entstehung unserer Welt und der Entwicklung des Lebens verbunden. Praktische Chemie betreiben die Menschen, seitdem sie existieren. Die wissenschaftlichen Grundlagen für die chemischen Vorgänge z. B. bei der Milchsäuregärung, bei der Verbrennung oder bei der Metallgewinnung wurden jedoch erst an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert und zum Teil noch viel später geklärt, nur weniges harrt noch seiner endgültigen theoretischen Durchdringung. Ein entscheidender Meilenstein bei der Entwicklung der Chemie zur Wissenschaft war die Erklärung des Verbrennungsvorgangs, eines der größten Probleme des 18. Jahrhunderts. Zwar hatte bereits Georg Ernst Stahl (1659-1734) mit seiner Phlogistontheorie eine erste in sich geschlossene Theorie aufgestellt, die jedoch durch Untersuchungen zur Massekonstanz bei chemischen Reaktionen von Michail W. Lomonosov (1711-1765) bis Antoine L. Lavoisier (1743-1794)² und zur Rolle des durch Joseph Priestley (1733-1804), Carl Wilhelm Scheele (1742-1786) und Lavoisier entdeckten Sauerstoffs Ende des 18. Jahrhunderts überholt war. Zu jener Zeit waren 33 Elemente³ bekannt, zahlreiche sogenannte organische Stoffe wurden aus Pflanzen und Tieren isoliert. Unter dem Einfluss von Immanuel Kant (1724-1804) führte Jeremias B. Richter (1762-1807) die Mathematik in die Chemie ein und begründete so die Stöchiometrie. Die Theorie des Aufbaus der Materie aus Atomen wurde von John Dalton (1766-1844) wieder aufgegriffen, es wurden durch Äquiva-

¹ Leicht überarbeitete Fassung des am 04.1.2007 im Rahmen einer Ringvorlesung gehaltenen Vortrags.

² Die früheste bekannte Formulierung der Massekonstanz stammt aus der Antike: „man muss erkennen, dass alles zusammen nicht vermindert noch mehr wird, denn unmöglich kann (etwas) mehr als alles sein, sondern stets alles gleich (an Menge).“ Anaxagoras 5. Jh. v.Chr. (DK B5).

³ Vgl. z. B.: *William H. Brock*, Viewegs Geschichte der Chemie. Braunschweig/Wiesbaden 1997, 77. Später erkannte man, dass es sich bei einigen der von Lavoisier aufgeführten Elementen um Verbindungen (z. B. Natriumcarbonat) oder um physikalische Erscheinungen (z. B. Wärme und Licht) handelte.

lentmessungen erste Tabellen für relative Atomgewichte aufgestellt. Das Faktenwissen wuchs enorm, es wurde kontrovers diskutiert. Vor allem gab es gravierende Probleme bei der Interpretation und beim Gebrauch der Begriffe Atom, Molekül, Äquivalent usw. In den 1830er-Jahren, als die elementaranalytischen Untersuchungen exakter und schneller durchführbar wurden, mauserte sich die organische Chemie zur Chemie der Kohlenstoffverbindungen. Eine einheitliche Zeichensprache, der Begriff Struktur wurden eingeführt, umfangreiche physikochemische Daten gesammelt, die letztlich eine Systematisierung der Elemente erlaubte, die in den Darlegungen von Lothar Meyer (1830-1895) und Dmitrij I. Mendeleev (1834-1907) ihren Höhepunkt fanden.⁴ Großartige Erfolge eben nicht nur mehr bei der Isolation, sondern nun auch bei der Synthese neuer Verbindungen waren zu verzeichnen. Dabei handelte es sich um Darstellungsmethoden, die auch in die industrielle Praxis überführt werden konnten. Die Zahl der bekannten organischen Verbindungen erhöhte sich fast exponentiell: 1800 wurden 500, 1840 bereits 1500 und 1880 15 000 organische Verbindungen angegeben. Neue chemische Stoffe spielten in vielen Bereichen des Lebens eine Rolle. Das 19. Jahrhundert profilierte sich als das der Naturwissenschaften.

Chemische Ausbildung im 19. Jahrhundert

Unter dem Einfluss von Wilhelm von Humboldt (1767-1835) setzte sich allmählich eine Modernisierung des Lehrbetriebes an den Universitäten durch. Doch blieben die Traditionsfakultäten Theologie, Medizin und Jurisprudenz weiterhin fast ausschließlich die Bildungsstätten der angehenden Diener des Staates, der Beamten in den Ministerien. Der Bezug zu den Realien erfolgte im Rahmen des Studiums der Medizin oder der Kameralistik. Möglichkeiten zur Verwirklichung disziplinärer Eigenständigkeit der Naturwissenschaften waren zu Beginn des 19. Jahrhunderts kaum vorhanden, sodass von einer naturwissenschaftlichen oder technischen Chancengleichheit nicht gesprochen werden konnte. Jedoch hatte die Chemie gegenüber den anderen Naturwissenschaften eine gewisse Sonderstellung. Sie war als Lehrgegenstand schon seit der Mitte oder spätestens seit dem Ende 18. Jahrhunderts an den Universitäten vertreten, die Chemie war fast ausschließlich der Medizin zugeordnet, auch im Rahmen der Pharmazie oder der Hüttenkunde etablierte sich die Lehre in Chemie. Chemisches Wissen wurde also im Rahmen anderer Wissenschaften erworben, weitergegeben und angewendet, dieses Wissen diente der Bearbeitung der speziell in den nicht-chemischen Disziplinen aufgeworfenen Fragestellungen. Es ging also nicht um innerchemische Fragen. Außerhalb der Universitäten wurde chemisches Wissen in Apothe-

⁴ Gisela Boeck/Regine Zott, Dmitrij Ivanovič Mendeleev. Zum 100. Todestag, in: Chemie in unserer Zeit 41, 2007, 12-20.

ken, in der Erz aufbereitenden, Metall verarbeitenden oder auch Glasindustrie, in Färbereien oder Drogerien weitergegeben.

Das Bedürfnis nach einer Verbesserung der chemischen Grundkenntnisse infolge der wachsenden Bedeutung der Chemie kann daran ermessen werden, dass in zunehmendem Maße neue Lehrbücher Chemie zwar zum Gegenstand hatten, die Titel zeigten aber deutlich an, für welche Berufsgruppen Chemiekenntnisse von Nutzen sein sollten. Von systematischem theoretischem und praktischem Unterricht in Chemie konnte keineswegs die Rede sein, auch wenn das eine oder andere private Ausbildungslabor – häufig zur Deckung der Kosten mit einer Pensionsanstalt verbunden – entstand [in Erfurt 1795 unter Johann B. Trommsdorff (1770-1837), in Langensalza 1780 unter Johann C. Wiegleb und in Berlin ab 1789 unter Sigismund F. Hermbstaedt (1760-1833)].

Diese Entwicklung führte zu einer schonungslosen Kritik durch Justus Liebig (1803-1873): „Der Experimentalunterricht in der Chemie war auf den Universitäten beinahe untergegangen, und nur durch die hoch gebildeten Pharmaceuten Klaproth, Hermbstädt, Valentin Rose, Trommsdorff und Buchholz hatte er sich, freilich in einem anderen Gebiete erhalten [...] Es war damals in der Chemie eine recht elende Zeit in Deutschland. An den meisten Universitäten befand sich kein eigener Lehrstuhl für Chemie, sie wurde in der Regel einem Professor der Medizin zugeteilt, der sie neben den Fächern der Toxikologie, Pharmakognosie, practischen Medizin, Pharmacie, soviel er eben davon wusste, vortrug, und dies war wenig genug [...] Chemische Laboratorien, in welchen Unterricht in der Analyse erteilt wurde, bestanden damals nirgendwo; was man so nannte, waren eher Küchen, angefüllt mit allerlei Öfen und Geräten zur Ausführung metallurgischer und pharmazeutischer Prozesse. Niemand verstand eigentlich die Analyse zu lehren“.⁵

Noch 1841 klagten die preußischen, mit Chemieausbildung beauftragten Professoren über den hohen privaten Aufwand, der zum Unterhalt chemischer, jedoch speziell experimenteller Ausbildung betrieben werden muss. Die Bedeutung von Apotheken und pharmazeutischen Einrichtungen war herausragend, denn sie boten die Möglichkeit praktischer Arbeiten in der Chemie.

Auch Auslandsaufenthalte waren für Ausbildungssuchende eine Möglichkeit, ihr Wissen zu vervollkommen. Bei diesen Aufenthalten deutscher Chemiker im Ausland handelte es sich aber weniger um eine systematische Ausbildung, sondern eher um eine Erweiterung und Vertiefung der vorher im Selbststudium oder im Rahmen anderer Studien erworbenen Kenntnisse bzw. um Konsultationen. Die ersten deutschen Chemiker stammten eben aus anderen Fachgebieten: Es waren Apotheker und Mediziner, auch einen Orientalisten⁶

⁵ Zitiert nach *Gerda Schneider*, Heinrich Limpricht und sein Schülerkreis (1827-1909): ein Beitrag zur Geschichte der Chemie und Pharmazie. Greifswald 1970, 5.

⁶ Es handelt sich um Eilhard Mitscherlich (1794-1863).

gab es. Der Lebensunterhalt wurde nicht durch chemische Arbeiten, sondern z.B. durch Betreiben einer Apotheke oder als Arzt erworben.

Die Frage nach den ersten ausschließlich chemischen Lehrstühlen ist nicht ganz einfach zu beantworten, gewöhnlich werden die folgenden angegeben: 1806 Friedrich Stromeyer (1776-1835) in Göttingen, 1807 Johann N. Fuchs (1774-1856) in Ingolstadt und 1810 Johann W. Döbereiner (1780-1849) in Jena. 1824 richtete Justus von Liebig (1803-1873) sein Labor in Gießen ein. Auch wenn es keinesfalls das erste war, beschleunigte seine Gründung die Institutsentstehung, wobei die Zeit für deren Gründung ohnehin als Folge der allgemeinen Wissenschafts-, Technik- und Chemieentwicklung reif war. Die Bildung von Instituten kann man besonders an den Fakultäten feststellen, an denen auch vorher Chemie gelehrt wurde, wobei die Ausbildung dem vorgegebenen Profil der Fakultät unterstellt war. Das bedeutete: Die Chemie wurde nicht systematisch gelehrt, praktisch-experimentelle Unterweisungen und finanzielle Unterstützungen waren nur in geringem Umfang vorhanden. So wurde z. B. die Meinung vertreten, dass für angehende Mediziner eine spezialisierte und ausgebaute Chemieausbildung nicht erforderlich sei.

Chemie in Greifswald und Rostock vor der Selbstständigkeit

Diese allgemeinen Entwicklungen spiegeln sich sowohl an der mecklenburgischen Universität als auch an der schwedisch-pommerschen wider.

1775 bzw. 1789, also mit nur vierzehn Jahren zeitlichen Abstands, entstanden in Greifswald und Rostock Lehrstühle, die neben anderen Fächern wie Naturgeschichte und Botanik Chemie auswiesen.

Auch im Falle dieser beiden Universitäten bedeutet es aber nicht, dass nicht schon vorher chemisches Wissen vermittelt wurde. Der Zeit entsprechend wurden iatrochemische Vorlesungen im Rahmen der Medizinischen Fakultät, z. T. sogar mit Experimenten verbunden, angeboten.⁷

In einem Visitationsbericht aus dem Jahre 1775 wurde an der Universität Greifswald das Bedürfnis nach einem chemischen Labor festgehalten, es ist aber nicht gebaut worden.⁸ In Rostock kommen klare Forderungen nach einem Labor 1806.⁹ Die Besetzung der oben genannten Lehrstühle erfolgte durch Christian Ehrenfried Weigel (1748-1831) bzw. Heinrich Friedrich Link (1767-1851). Für

⁷ Günther Schott, Zur Geschichte der Chemie an der Universität Rostock (bis 1945), in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock, Mathematisch-Naturwissenschaftliche Reihe, 18, 1969, H. 8, 985.

⁸ Christoph Friedrich/H. Langer/H.-J. Seidlein, Beiträge zur Geschichte der Pharmazeutischen Wissenschaft, 4. Mitteilung: Christian Ehrenfried von Weigel – Seine Bedeutung für die Entwicklung der Pharmazeutischen Wissenschaft, in: Pharmazie 37, 1982, 44.

⁹ Heinrich Friedrich Link, Beschreibung der Naturaliensammlung der Universität zu Rostock, 1. Abtheilung. Rostock 1806, 1.

beide ist charakteristisch, dass sie keinesfalls als „reine“ Chemiker zu bezeichnen sind. Beide haben auch in der Botanik und Link besonders in der Zoologie ausgeprägte Spuren hinterlassen, sie gehören noch zum Typ Universalgelehrter.

Greifswald

Christian Ehrenfried Weigel (1748-1831)

Weigel wurde nach dem Medizinstudium und nach einer praktischen Tätigkeit als Arzt 1773 zum Leiter des Botanischen Gartens in Greifswald berufen. Kurz danach erhielt er den Lehrstuhl für Arznei-Gelehrtheit, Chemie und Pharmazie. Botanikern ist er durch die Pflanzengattung der Geißblattgewächse *Weigelia*¹⁰ ein Begriff. Bedeutungsvoll ist seine 1774 gehaltene öffentliche Antrittsrede „Vom Nutzen der Chemie, insbesondere in Ansicht auf Pommern betrachtet“¹¹, in der er den Wunsch nach planmäßigem Studium äußerte, er forderte auch die Einrichtung einer chemischen Anstalt. Zu seinen chemischen Aktivitäten ist bekannt, dass er verschiedene chemische Laboratorien einrichtete und dort gelegentlich Medizinstudenten unterwies, auch in seinem Wohnhaus, dem Traufenhause Domstraße 28, soll er chemisch tätig gewesen sein. Er musste sich aber in den scheidekünstlerischen Vorlesungen immer darauf beschränken, einige Versuche zu zeigen, so wie es die Beschaffenheit seiner jederzeitigen Wohnung gestattete. Auf eigene Kosten richtete er im „Schwarzen Kloster“ ein chemisches Laboratorium ein, das später von der Universität erworben und auch durch den Nachfolger Friedrich L. Hünefeld (1799-1882) genutzt und etwas erweitert wurde.¹² 1779 übersetzte Weigel die den Fragen der chemischen Reaktivität gewidmete Abhandlung „De attractionibus electivis“ des Schweden Torbern Olof Bergmann unter dem Titel „Wahlverwandtschaften“. Seine wohl für die Chemie bedeutendste Erfindung eines Kühlers trägt leider nicht seinen Namen. 1771 publiziert er eine Arbeit über einen Kühler aus Blech, 1773 dann aus Glas.¹³ Das Destillieren wurde schon in der Antike beherrscht, große Schwierigkeiten bereitete aber das Abkühlen des Kondensats (man benutzte nasse Lappen, leitete die Rohre durch Wasserbehälter usw. usf.). Weigel nutzte nun das Gegenstromprinzip. Da die Benutzung dieses Kühlers erst durch Liebig in großem Maße propa-

¹⁰ Diese Pflanze wächst in Asien sowie in Nordamerika mit zahlreichen, oft rosaroten Trichterblüten und scharf gesägten Blättern und ist in Parks und Gärten als Zierstrauch anzutreffen.

¹¹ *Christian Ehrenfried Weigel*, Vom Nutzen der Chemie, insbesondere in Absicht auf Pommern betrachtet. Greifswald 1774.

¹² *Christoph Friedrich/H. Langer/H.-J. Seidlein*, Beiträge zur Geschichte der Pharmazeutischen Wissenschaft, 4. Mitteilung: Christian Ehrenfried von Weigel – Seine Bedeutung für die Entwicklung der Pharmazeutischen Wissenschaft, in: Pharmazie 37, 1982, 446-449.

¹³ *Georg W. A. Kahlbaum*, Der sogenannte Liebig'sche Kühlapparat, in: Berichte der deutschen chemischen Gesellschaft 1896, 69-71.

giert wurde, heißt dieser Kühler heute eben nicht Weigel-, sondern Liebig-Kühler.

1843 beschrieb Liebig die Kühlapparatur von Weigel in seinem „Handbuch der Chemie mit Rücksicht auf die Pharmazie“ als Göttling'schen Kühlapparat. Vermutlich taucht hier der Name von Johann F. A. Göttling (1755-1809) auf, weil dieser in seinem „Almanach für Scheidekünstler und Apotheker“ den Apparat im Jahre 1794 abgebildet und beschrieben hat. Göttling kann aber nicht des Plagiats beschuldigt werden, er schreibt: „Ich hatte sehr oft Gelegenheit, verschiedene Arbeitshäuser der Pharmaceutiker zu besuchen und fand mit Bewunderung, dass man von der so bequemen und nützlichen Kühlanstalt des Hr. Prof. Weigel noch gar keinen Gebrauch machte.“¹⁴ Weigels Nachfolger Hünefeld, der schon 1826 als außerordentlicher Professor nach Greifswald gekommen war, 1827/28 aber für Studien bei Berzelius in Stockholm beurlaubt wurde, versuchte, den Verfall der Chemie in Greifswald aufzuhalten. Er hatte größte Schwierigkeiten bei der Beschaffung von Räumen für Vorlesungen und Experimente. Nicht nur die Raumsituation war prekär! Viele Vertreter der Philosophischen Fakultät zweifelten an dem Sinn eines Lehrstuhls für Chemie und Pharmazie. Man vertrat die Auffassung, wenn die Chemie ausschließlich unter dem utilitaristischen Aspekt gesehen werde, könne ja auch die an der Akademie in Eldena praxisbezogene Ausbildung völlig ausreichend sein.¹⁵ Hünefelds Hauptinteresse galt der Mineralogie, Geologie und Geognosie, dadurch wurde die Chemie zunehmend durch den Lehrstuhlinhaber selbst vernachlässigt, seine Vorlesungen waren auf die notwendigsten Ansprüche der Medizin-Studenten zugeschnitten.

„Über den Zustand der Chemie...“

Darüber wissen wir recht gut Bescheid im Zusammenhang mit dem Erscheinen bzw. mit den Reaktionen auf eine von Liebig herausgegebene Streitschrift.¹⁶ Liebig wollte erreichen, dass die Chemie als Mittel der Geistesbildung aner-

¹⁴ Zitiert nach ebenda, 70.

¹⁵ Diese Akademie war am 25. Mai 1835 in Eldena eröffnet worden. Alle Studierenden der Akademie waren an der Universität immatrikuliert, 7 der 13 Professoren und Dozenten gehörten der Universität unmittelbar an. Das Studium an der Akademie war straff organisiert, es gab sogar eine Ein- und Anleitung zum akademischen Studium. Recht ungewöhnlich für die damalige Zeit war die Tatsache, dass sich die Studenten duzten. 1400 Studierende konnte die Akademie von 1835 bis 1876 nachweisen (darunter auch 1838 Bismarck).

Siehe u. a. Universitätsarchiv Greifswald, Akte Landwirtschaftliche Akademie Eldena, *Eduard Baumstark*, Die königliche staats- und landwirthschaftliche Academie Eldena bei der Universität Greifswald. Berlin 1870 und Die landwirthschaftliche Akademie zu Eldena, in: Archiv für Landeskunde in den Großherzogthümern Mecklenburg 13, 1863, 371-377.

¹⁶ *Justus von Liebig*, Über das Studium der Naturwissenschaften und über den Zustand der Chemie in Preußen. Braunschweig 1840.

kannt wird. Er überblickte die Wechselbeziehungen zwischen den etablierten Fächern, aber auch den neu entstehenden und den sogenannten Hilfswissenschaften und vermutete, dass die Chemie nur dann den Weg zur emanzipierten, selbstständigen Wissenschaftsdisziplin gehen kann, wenn sie ihr theoretisches Fundament deutlich verbessert. Das setzt wiederum sehr gute fachliche Bildung voraus. Auch die ausschließliche Orientierung auf den „utilitas“-Aspekt bringe die Chemie nicht voran, es müsse viel mehr Wert auf Grundlagenforschung gelegt werden.¹⁷

Zu Greifswald heißt es in der Denkschrift: „in Greifswalde beschäftigt man sich ausschließlich mit medizinischer Chemie“.¹⁸ Das wird durch die Gutachten der Medizinischen und Philosophischen Fakultät bestätigt: Es werden Allgemeine, Praktische und Organische Chemie gelesen, praktische Übungen sollten ausgebaut werden und das Verständnis für die Zusammenhänge von Chemie, Pathologie und Physiologie vertieft werden. Mehr wünsche die Medizinische Fakultät nicht. Gleichzeitig wird bemängelt, dass Liebig nicht exakt recherchiert hat, denn schließlich halte ein Privatdozent aus Eldena Vorlesungen. Auch Hünefeld bemängelt im Gutachten der Philosophischen Fakultät, dass Liebig nur mangelnde Kenntnis der chemischen Unterrichtsanstalten in Preußen hätte. Hünefelds Gutachten liegt eine ausführliche Rezension der Schrift von Liebig bei, die als einzige Antwort auch gedruckt erschien.¹⁹ Hünefeld verteidigte darin die preußischen Unterrichtsanstalten und vertritt die Auffassung, dass eine historisch-philologisch orientierte Vorbildung durchaus eine geeignete Basis für nachfolgende Spezialisierung bilde. Statt vieler einzelner Ausbildungsstätten schlug er eine zentrale physikalisch-chemische Anstalt vor.

Franz Ferdinand Schulze (1815-1873)

Vorlesungen zur Angewandten Chemie wurden von Franz F. Schulze gehalten, der seine Studien in Leipzig begonnen, dann aber sehr schnell nach Berlin gewechselt hatte. Die im Zusammenhang mit einer Preisaufgabe der Akademie der Wissenschaften eingereichte Arbeit²⁰ brachte ihm den Dokortitel ein.

¹⁷ *Regine Zott/Emil Heuser*, Die streitbaren Gelehrten. Justus von Liebig und die preußischen Universitäten. Kommentierte Edition eines historischen Disputs. Berlin 1992, 34-42.

¹⁸ *Justus von Liebig*, Über das Studium der Naturwissenschaften und über den Zustand der Chemie in Preußen. Braunschweig 1840, 34.

¹⁹ *Friedrich Hünefeld*, Über das akademische Studium der Naturwissenschaften, vorzüglich das der Chemie. Ein Beitrag zu zeitgemäßen Betrachtungen über Veränderungen im akademischen Unterricht. Greifswald 1843.

²⁰ *Franz Ferdinand Schulze*, De planariarum vivendi ratione et structura penitiori nonnulla. Berlin 1836.

1837 wurde Schulze Lehrer an der schon erwähnten Königlichen Staats- und Landwirtschaftlichen Akademie in Eldena.²¹ Dort gab es ein chemisches Laboratorium zu Unterrichtszwecken, da praktische Übungen in der Chemie auch für die angehenden Landwirte vorgesehen waren. Chemie wurde in den Jahren von 1835 bis 1837 von Hünefeld, von 1837 bis 1850 von Schulze und dann bis zur Schließung (1876) von Carl A. Trommer²² (1806-1879) unterrichtet.

1840 konnte sich Schulze an der Universität Greifswald habilitieren, ein Jahr später wurde er zum außerordentlichen Professor für chemische Technologie und Technische Chemie an der Philosophischen Fakultät der Universität Greifswald ernannt. An der Universität las Schulze Technologie, Experimentelle und Technische sowie Analytische Chemie für Studenten der Kameralistik, der Medizin, der Ökonomie, der Philosophie. Ab 1846 bemühte er sich um eine ordentliche Professur, die jedoch sowohl von der Philosophischen Fakultät und letztlich auch vom Ministerium nicht befürwortet wurde. Aus dem sehr positiven Gutachten der Medizinischen Fakultät geht jedoch hervor, dass „Herr Professor Schulze mit der freundlichsten collegialischen Bereitwilligkeit stets auch den Anforderungen entgegengekommen ist, welche Einzelne von uns hinsichtlich seiner Unterstützung vorgelegenen wissenschaftlichen in sein Fach fallenden Untersuchungen an ihn gestellt haben“.²³ Eine zweite Professur für Chemie wurde zu dieser Zeit aber abgelehnt. So hatte Rostock die Chance, Schulze zu berufen.

Rostock

Heinrich Friedrich Link (1767-1851)

1792 erhielt Link den an der Philosophischen Fakultät der Universität Rostock eingerichteten Lehrstuhl für Naturgeschichte, Botanik und Chemie. Er begann sofort eine umfangreiche Lehrtätigkeit. In Physik und Chemie kündigte er Experimentalvorlesungen an. Im Gegensatz zu Weigel schloss sich Link sehr schnell der antiphlogistischen Lehre Lavoisiers an. Er beschäftigte sich in seiner Rostocker Zeit mit Fragen der chemischen Anziehung und Abstoßung (Wahlverwandtschaften), mit stöchiometrischen Gesetzen und mit der Kristallisation von Festkörpern.²⁴ 1806 forderte er sehr deutlich ein chemisches Laboratorium: „Zu

²¹ Vgl. Anm. 16.

²² Bekannt durch die Trommer'sche Probe, die in der klinischen Chemie eine große Rolle beim Nachweis von Glucose spielte.

²³ Personalacten des außerordentlichen Professors in der philosophischen Fakultät der Königlichen Universität Greifswald, Dr. Franz Schulze (1841-1850), Bd. 2, Bl. 9, 10 und 20.

²⁴ *Martin Guntau*, Chemische Ideen im wissenschaftlichen Werk von Heinrich Friedrich Link (1767-1851), in: Beiträge zur Geschichte der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock 13, 1989, 71-79.

den litterarischen Hilfsmitteln gehört auch eine Naturalien-Sammlung. Sie darf nicht die erste Anstalt auf einer Universität seyn; manche andere, und damit ich mich auf verwandte Fächer beschränke, ein botanischer Garten und ein chemisches Laboratorium müssen ihr sogar vorgezogen werden“.²⁵ Sein wissenschaftlicher Ruf führte dazu, dass die Medizinische Fakultät um Übertragung der Professur in ihren Bereich bat. Dieser Bitte wurde stattgegeben, Link ging aber noch im gleichen Jahr nach Breslau und später nach Berlin, wo er besonders auf dem Gebiet der Botanik tätig war und Direktor des Botanischen Gartens wurde.

Gustav Mähl (1789-1833)

Der verwaiste Lehrstuhl wurde in eine Professur für Naturgeschichte und Botanik sowie eine für Chemie und Pharmazie geteilt. Der Lehrstuhl für Chemie und Pharmazie wurde 1817 endgültig der Philosophischen Fakultät zugeordnet.

Die Teilung des Lehrstuhls hatte einen dramatischen Nachteil. So heißt es in einem Schreiben der Medizinischen Fakultät: „Durch die Teilung des Gehalts wurde es schwierig, vorzügliche Männer zu holen, z. B. Hermbstaedt, Trommsdorff, Gehlen oder Vauquelin.“²⁶ In die engere Wahl wurde übrigens auch Carl W. G. Kastner (1783-1857) aus Heidelberg gezogen, der später als Lehrer von Liebig bekannt wurde.

Letztlich entschied man sich für den recht jungen Gustav Mähl, der eine Apothekenausbildung absolviert und in Göttingen und Rostock studiert hatte. Offensichtlich hat es Mähl nicht verstanden, den Forderungen der Medizinischen Fakultät nach einer zeitgemäßen Chemieausbildung Rechnung zu tragen. Alle Aktivitäten zur Verbesserung der Lehr- und Arbeitsbedingungen gingen entweder von dem Mediziner Karl F. Stempel (1800-1872) oder dem Regierungsbevollmächtigten für die Universität Rostock und späteren Vizekanzler dieser Universität Carl F. von Both (1789-1875) aus. Über Stempel heißt es, dass er „wusste, welchen mächtigen Aufschwung die naturwissenschaftlichen und medizinischen Disziplinen genommen hatten und wie an unserer Hochschule auch noch nicht die Anfänge derjenigen Institute sich fanden, welche ihrer Förderung und praktischen Verwertung dienen sollten. Da hat er es zur Arbeit seines amtlichen Lebens gemacht, diese hervorzurufen.“²⁷

Zu Mähls Zeit bot auch ein Privatdozent Vorlesungen an, aber dieser war nicht in der Lage, ein chemisches Labor durchzusetzen.

²⁵ Vgl. Anm. 9.

²⁶ Universitätsarchiv Rostock, Akte der medizinischen Fakultät zur Wiederbesetzung der Stelle des Herrn Hofrat Link 1811/1812, Schreiben vom 15. Nov. 1811.

²⁷ *Werner Teichmann*, Johann Carl Friedrich Stempel, in: Sabine Pettke (Hrsg.), *Biografisches Lexikon für Mecklenburg*. Bd. 3, Rostock 2001, 296-299.

Carl F. A. Kastner (geb. 1796/97)

Kastners Wirken an der Universität Rostock war bisher weitgehend unbekannt. Es wurde kürzlich von Bettin und Friedrich²⁸ genauer untersucht. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte die Zahl der Privatdozenten und der außerordentlichen Professoren stark zugenommen. Häufig haben diese die Entwicklung der Fächer an den Universitäten mit beeinflusst, da gerade sie die Fächerspezialisierung und die Erweiterung des Lehrangebots ermöglichten.

Kastner, bei dem es sich um den Bruder des oben bereits erwähnten Liebig-Lehrers Kastner handelt, hat bei Weigel Medizin und Chemie studiert. Vermutlich war er der einzige Schüler Weigels, der sich der Chemie verschrieben hat. Nach einem kurzen Aufenthalt in Berlin kam Kastner nach Rostock, wo er 1824 promoviert wurde. Aufgrund seiner sehr guten Promotionsergebnisse erhielt er die Erlaubnis, noch vor der Habilitation Vorlesungen in Mathematik, Physik und Chemie zu halten. Er wurde mehrfach in den Vorlesungskatalog aufgenommen. Da aber die Habilitation nicht erfolgte, durften seine Veranstaltungen nur noch über Anschlagzettel angekündigt werden.

Zudem weigerte sich Mähl, Kastners Hörer zu prüfen. Eine Ursache dafür könnte darin liegen, dass sich Mähl Sorgen um seine eigene Hörerzahl machte. Zu dieser Zeit waren die Immatrikulationszahlen erschreckend gesunken, die Universität Rostock hatte einen dramatischen Tiefpunkt erreicht, sie war kleiner als die Universität in Greifswald und völlig unbedeutend im Vergleich zu solchen Universitäten wie in Halle oder Berlin.

Außerdem hatte Kastner gratis gelehrt. Das mag bei den anderen Professoren zu erheblichen Bedenken geführt haben, da die Höregelder für die Einkünfte der Professoren von Bedeutung waren.

Experimentalvorlesungen hat Kastner nicht gehalten. Er verfügte nur über einen kleinen, sehr schlechten Apparat. Und die Universität selbst hatte bis 1834 keine räumlichen Bedingungen geschaffen, die experimentelle Arbeiten in der Chemie erlaubten.

1829 reichte Kastner die ausstehende Habilitationsschrift ein. Diese sorgte wiederum für Unruhe, sie war in deutscher Sprache abgefasst. Kastner ordnete sie aufgrund seiner Konflikte mit Mähl nicht der Chemie, sondern der Physik zu.

Letztlich wurde die Arbeit an- und Kastners Vorlesungen wieder in den Katalog aufgenommen. Doch Kastner verlor zunehmend seine Hörer. Daran hatte zum einen eine Choleraepidemie Schuld. Zum anderen wurde Kastners Stand dadurch erschwert, dass er als Ausländer galt. Als solcher und als Privatdozent ohne akademische Stelle hatte man ein gewisses Vermögensminimum aufzuwei-

²⁸ Hartmut Bettin/Christoph Friedrich, „Ich will so gern – und kann auch wol –; aber, aber!!!“ – die Misere eines Privatdozenten zu Beginn des 19. Jahrhunderts, in: Sudhoffs Archiv 84, 2001, H. 2, 184-200.

sen, um nicht der Universität und des Landes verwiesen zu werden. Die erhoffte Unterstützung durch den berühmten Bruder beschränkte sich auf zwei Journale. 1836 erklärte Kastner resigniert seinen Austritt aus der Universität.

Er kündigte noch eine nautische Vorschule an (für die es auch eine behördliche Genehmigung gibt), dann verlieren sich seine Spuren. Kastner hatte keine Chance an der Universität mehr. Nach dem Tode von Mähl war er bei der Besetzung des Lehrstuhls nicht berücksichtigt worden. Both, der in ungewöhnlichem Maß die Berufungen beeinflusste, holte Helmuth von Blücher. Kastner behielt recht, nur „Wer sg. Connexionen hat, gleich gut: auf welchem Wege gewonnen und ob er fähig oder tüchtig, wird angestellt“²⁹, wie er immer wieder in seinen traurigen Briefen schrieb.

Helmuth von Blücher (1805-1862)

Blücher hat Rechtswissenschaften, dann aber angewandte Mathematik, Physik, Experimentalchemie bei Stromeyer, Geognosie, Mineralogie, Mechanik und Technologie studiert. Dass er auch Vorlesungen bei Carl Friedrich Gauß (1777-1855) hörte, erwähnt Blücher nicht. Gauß hingegen erinnert sich noch über 20 Jahre später seines Schülers: „Vor etwa 15-20 Jahren, (wenn ich wagen darf Zeitintervalle zu schätzen) hörten zwei Mecklenburger ein Privatissimum bei mir, einer Namens Blücher... Der Blücher ist, glaube ich, nachher Professor in Rostock geworden.“³⁰. Ohne Matrikel zu nehmen, setzte er dann seine Studien in Rostock fort. Wahrscheinlich in einem Privatlabor (und sogar ohne Erlaubnis der Salinenleitung) hat Blücher die notwendigen Untersuchungen vorgenommen, die er in der Arbeit „Chemische Untersuchungen der Solquellen bei Sülz im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, nebst einer Übersicht der wichtigsten Gebirgsverhältnisse Mecklenburgs und Neu-Vorpommerns“ einreichte und 1828 damit in Rostock zum Dr. philosophiae promoviert wurde. Nach einer Studienreise durch Deutschland, Frankreich, England kam er 1831 wieder nach Rostock zurück. Both schlug der Universität vor, Blücher zum außerordentlichen Professor zu ernennen. Blücher konnte keine Privatdozentur aufweisen, über seine Lehrerfahrungen zu diesem Zeitpunkt ist nichts bekannt. Doch die Ernennung erfolgte. Er nahm sofort die Aufgabe in Angriff, ein chemisches, im Briefwechsel mit dem Ministerium gelegentlich auch als akademisches bezeichnetes Laboratorium einzurichten. Aus dieser Zeit stammt auch seine längste bekannte Schrift, in der er auf die Bedeutung der Chemie für Medizin und technische Anwendungen eingeht, die in Inhalt und Duktus genau der Zeit entspricht, nämlich die Bedeutung der Chemie für das praktische Leben darzustellen. Am

²⁹ Zitiert nach ebenda, 193.

³⁰ C. A. F. Peters (Hrsg.), Briefwechsel Gauß-Schumacher. Altona 1863, 5, 79 (Brief Nr. 1021 vom 3.12.1845).

30. September 1834 wurde Blücher zum Direktor des Chemischen Laboratoriums ernannt. Eine rege wissenschaftliche Arbeit kann sich in diesem Labor nicht entwickelt haben, denn Blücher hat nur wenige chemische Publikationen aufzuweisen. Wie sich die Zusammenarbeit mit dem Privatdozenten Bernhard Sthamer gestaltete, ist weitestgehend unbekannt. Vermutlich hat dieser stärkere Unterstützung von der Medizinischen Fakultät erhalten.

Bernhard Sthamer (1817-1903)

Sthamer hatte die für die damalige Zeit typische Ausbildung zum Apotheker als Lehrling absolviert. Nach Abschluss der Lehre und einer Tätigkeit in der Apotheke von Friedrich A. A. Struve (1781-1840) begann er ein Studium der Naturwissenschaften. Das erste Studienjahr verbrachte er an der Berliner Universität. 1840 setzte Sthamer sein Studium in Rostock fort. Im Oktober 1841 ging Sthamer für zwei Semester nach Gießen, um an der dortigen Universität in Liebig's Laboratorium zu arbeiten. Sthamer gehört also zu den direkten Liebig-Schülern. Inwieweit seine Kenntnis des Gießener Labors den Bau des „Neuen Museums“ in Rostock beeinflusste, kann nicht eindeutig belegt werden, es erstaunt aber, dass über durch Glas geschützte Öfen berichtet wird, die nach dem Gießener Vorbild gebaut wären.³¹ Bekannt ist, dass Sthamer in der Bauphase des neuen Gebäudes für die Naturwissenschaften in Rostock weilte. Denn zur Promotion kehrte er im Herbst 1842 nach Rostock zurück, wo er im Chemischen Laboratorium eine experimentelle Arbeit durchführte, mit der er 1845 zum Dr. philosophiae promoviert wurde. Im darauffolgenden Jahr konnte sich Sthamer an der Rostocker Universität habilitieren und wurde zum Privatdozenten für Chemie ernannt. Von besonderer Bedeutung sind die Aktivitäten Sthamers, ein eigenes Laboratorium einzurichten, in welchem die Physiologische und Pathologische Chemie praktisch erlernt werden konnten, und seine Bemühungen um moderne Vorlesungsinhalte. Sthamer las über Agrikulturchemie, aber auch Physiologische Chemie. Er führte mit Unterstützung des Mediziners Stempel chemische Analysen bei Patienten durch, dabei handelte es sich vor allem um Untersuchungen des Urins. Über diese Arbeit liegt ein gedruckter Bericht vor.³² Sthamers Hoffnungen auf eine Ernennung als außerordentlicher Professor oder auf einen Ruf auf den Lehrstuhl von v. Blücher, der 1849 sein Entlassungsgesuch eingereicht hatte, zerschlugen sich. Sthamer ging nach Hamburg und gründete dort eine chemische Fabrik.

³¹ Schott, Geschichte (wie Anm. 7), 999-1000.

³² Bernhard Sthamer, Bericht über das pathologisch-chemische Institut der Universität zu Rostock. Rostock 1848.

Chemie in Greifswald und Rostock als eigenständige Disziplin

Der Lehrstuhl für Chemie und Pharmazie war also wieder neu zu besetzen, es handelte sich aber nach wie vor um einen Lehrstuhl, während in Greifswald bereits über einen zweiten Lehrstuhl verhandelt wurde. Was 1850 dort noch nicht gelang, funktionierte nach der mit allem Nachdruck hervorgebrachten Forderung der Medizinischen Fakultät nach einem zweiten Lehrstuhl 1860.

Greifswald

Heinrich Limpricht (1827-1907)

So erhielt der außerordentliche Professor Heinrich Limpricht in Göttingen, der unter Friedrich Wöhler erster Assistent war und seine wissenschaftliche Tätigkeit bereits mit 70 Publikationen unter Beweis gestellt hatte und der als profilierter Organiker zu bezeichnen ist, einen Ruf nach Greifswald. Limpricht übernahm die Leitung des Chemischen Instituts, während sich Hünefeld nun bis zu seinem Tod 1882 mit Mineralogie beschäftigte. Mit Limpricht begann in Greifswald eine neue Etappe der Chemieentwicklung. Die Chemie wurde als selbstständige Wissenschaft anerkannt, über die Ausgabe von Universitätsgeldern zum Bau eines chemischen Instituts wurde nicht mehr geklagt. In den Jahren von 1860 bis 1862 wurde in der heutigen Friedrich-Löffler-Straße anstelle von Universitätsreitbahn, Pferdeställen und Materialhaus ein für die damalige Zeit sehr modernes Institut errichtet. Es handelte sich um das erste neuzeitliche Forschungs- und Unterrichtslaboratorium in Preußen, das neue Laboratorium in Berlin war erst 1865 fertig. Limpricht konnte seine bei der Errichtung des Neubaus in Göttingen gesammelten Erfahrungen sicherlich gut einbringen: Jeder Arbeitsplatz hatte genügend Licht und einen Doppelhahn für einen Brenneranschluss; Regenwasser wurde auf dem Dach gesammelt, um möglichst reines Wasser zur Verfügung zu haben. Bereits Mitte der 1870er-Jahre stellte Limpricht einen Antrag auf einen zweiten Neubau, da die Praktikantenplätze nicht ausreichten (zwischen 60 und 70 Praktikanten). Doch dieser wurde erst 30 Jahre später bewilligt.

Auch wissenschaftlich war Limpricht sehr aktiv, besonders bekannt aus der Greifswalder Zeit wurden seine Untersuchungen zu Furan- und Pyrrolderivaten, ihm gelang auch die Anthracensynthese.³³ Außerdem untersuchte er pflanzliche und tierische Produkte über Flechtenstoffe, über eine Gallensäure des im Greifswalder Bodden beheimateten Hornfisches und über eine Chenotaurocholsäure aus Gänsegalle. Später beschäftigte er sich mit aromatischen Sulfonsäuren,

³³ Darauf aufbauend gelang Carl Graebe (1841-1927) und Carl Liebermann (1842-1914) die Synthese des Farbstoffs Alizarin.

unter anderem auch, um die Benzoltheorie von August Kekulé (1829-1896) zu bestätigen. Aus seinem Schülerkreis gingen mindestens 20 Professoren hervor. In Greifswald wurde die Organische Chemie deutlich schneller zum bevorzugten Arbeitsgebiet als in Rostock.

Die Lehraufgaben, die nun auch dezidiert die Ausbildung von Fachchemikern beinhaltete, verteilte Limpricht auf mehrere Schultern (vgl. Tab. 1). Limpricht wandte sich vermehrt der Forschung zu und überließ die Lehre zunehmend seinem Mitarbeiter Hugo Schwanert (1828-1902). Limpricht ist es zu verdanken, dass er das Chemiestudium in Greifswald etabliert hat, er förderte die Organische Chemie bedeutend. Er sorgte für eine zeitgemäße Differenzierung in Organische, Anorganische, Physiologische, Forensische, Physikalische Chemie. Eine Anerkennung der Chemie, wie sie Limpricht in Greifswald erreichte, konnte in Rostock erst durch August Michaelis durchgesetzt werden.

Rostock

Franz Ferdinand Schulze

Blüchers Lehrstuhl übernahm 1850 Schulze aus Greifswald.³⁴ Das ist der einzige Fall im 19. Jahrhundert, dass ein Ruf an einen Greifswalder Chemiker erging.³⁵

Die Berufung von Schulze wurde besonders von dem zu dieser Zeit amtierenden Rektor Hermann Stannius (1808-1883) begrüßt, er schreibt dazu:

„Unsere Universität, deren Fortbestand zweifelhaft war, ist gerettet. Ich habe ein paar Reisen nach Schwerin nicht scheuen dürfen, und gewisse Pläne sind als gescheitert zu betrachten. In wenigen Tagen erwarten wir zwei neue Professoren, den Juristen Budde aus Halle und den Chemiker Schultze [sic!] aus Greifswald. Auf letzteren freue ich mich besonders. Sein Vorgänger Blücher war ein vortrefflicher Mensch und College, aber zu sehr mit seinem großen Gute beschäftigt, als dass er anderen Interessen sich hätte zuwenden können.“³⁶

In Rostock lehrte Schulze Allgemeine Chemie verbunden mit Experimenten (inzwischen gab es ja Experimentiermöglichkeiten im Neuen Museum), bot ein chemisches Praktikum an und gab Anleitung zu agrochemischen Untersuchun-

³⁴ Siehe z. B. Universitätsarchiv Rostock, Personalakte F. F. Schulze, *Wolfgang Ruth*, Franz Ferdinand Schulze – das Leben und Wirken eines Wissenschaftlers im Dienste des Fortschritts, Belegarbeit Rostock, 1983 und *Gisela Boeck*, Liebigs Spuren in Mecklenburg, in: Mitteilungen der Fachgruppe Geschichte der Chemie der Gesellschaft Deutscher Chemiker, 2004, Nr. 17, 86-99.

³⁵ Im 20. Jahrhundert gab es ebenfalls eine, im 21. Jahrhundert bis jetzt auch eine Berufung an einen Kollegen aus Greifswald.

³⁶ *Wilhelm Stieda*, Hermann Stannius und die Universität Rostock 1837-1854, in: Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde 93, 1929, 24.

gen. In der Forschung widmete er sich Aschen- und Bodenanalysen, Methoden der Salpetersäurebestimmung, der Trennung der Phosphorsäure von Eisen und Tonerde und der gasvolumetrischen Analyse. Er hatte zahlreiche Funktionen inne, besonders hervorzuheben sind seine Tätigkeit im Mecklenburgischen Patriotischen Verein und seine Bemühungen um eine Controllstation für agricultur- und handelschemische Untersuchungen. Auch eine landwirtschaftliche Versuchsstation wurde angestrebt, deren Genehmigung 1875 Schulze aber nicht mehr erlebte.

Oscar Jacobsen (1840-1889)

Schulzes Nachfolger wurde Oscar Jacobsen, der seine Ausbildung in Kiel genossen hatte und mit einer Vielzahl von Arbeiten auf dem Gebiet der Organischen und Pharmazeutischen Chemie bekannt geworden war. Außerdem hatte er sich an der Untersuchung der deutschen Meere beteiligt. Unter Jacobsen verschob sich das Schwergewicht in der Chemieausbildung von den Pharmazeuten und Medizinern zu den „richtigen“ Chemikern. Er forderte die Einrichtung eines zweiten Lehrstuhls, der jedoch nicht bewilligt wurde.

Jacobsens Forschungsschwerpunkte waren die im Steinkohleteer enthaltenen Verbindungen, die Phenol- und Sulfonsäurederivate und anorganische Fragestellungen. Jacobsen setzte Verbesserungen der Laboratoriumsbedingungen durch. Seit 1789 konnte die Universität ein früher zum Zisterzienserkloster gehörendes Gelände (heute Buchbinderstraße/Rostocker Heide) als Akademische Reitbahn nutzen, auf diesem Gelände wurde in den Jahren von 1845 bis 1850 eine Entbindungsklinik und eine Hebammenlehranstalt errichtet, die aber mit der Fertigstellung der Frauenklinik 1885 in der Doberaner Straße so nicht mehr benötigt wurden. Umfangreiche Umbauten erfolgten, um den Bedingungen eines chemischen Instituts Rechnung zu tragen, doch es blieb immer nur ein Umbau. Jacobsen schreibt:

„Selbst die verhältnismäßig großen Entfernungen, welche sich unvermeidlich aus der Aneinanderreihung der Arbeitsräume in einem schmalen Seitenflügel ergeben und die man bei dem Bau eines ganz neuen Laboratoriums zu vermeiden suchen würde, sind nur wenig störend, da eine eiserne Wendeltreppe und für Apparate und Gefäße ein Aufzug den Verkehr zwischen den Arbeitsräumen der beiden Etagen vermittelt“.³⁷ Besondere Sorgfalt sei auf die Einhaltung der Arbeitsschutzbestimmungen gelegt worden: „Nach den Verhältnissen des alten Instituts, wo jede Arbeitsstunde ein Opfer an der Gesundheit bedeutet, werden diese Vorzüge doppelt freudig empfunden.“³⁸

³⁷ Zitiert nach *Wolfgang Sarich*, Oscar Jacobsen – ein Wegbereiter der Synthesechemie an der Universität Rostock, in: *Beiträge zur Geschichte der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock* 13, 1989, 56.

³⁸ Zitiert nach ebenda, 58.

Doch Jacobsen konnte diese Vorzüge nicht lange genießen, 1889 erlag er einer Typhuserkrankung.

August Michaelis (1847-1916)

Sein Nachfolger wurde August Michaelis, der in Göttingen und Jena Chemie studiert und sich in Karlsruhe habilitiert hatte. 1880 wurde Michaelis nach Aachen berufen, wo er neben dem Anorganiker Alexander Classen (1843-1934) den Lehrstuhl für Organische Chemie besetzte. Classen war übrigens in Rostock promoviert worden, hat hier aber wohl nie gewirkt.³⁹

Michaelis war zu dieser Zeit wissenschaftlich schon sehr angesehen. Was ihn tatsächlich bewogen hat, nach Rostock zu kommen, ist unklar, weil die Arbeitsbedingungen in Aachen besser waren und seine ursprünglich eingebrachten finanziellen Forderungen in Rostock nicht erfüllt wurden. Michaelis beschäftigte sich vor allem mit Phosphorverbindungen; auch auf dem Gebiet der Schwefelverbindungen kam er zu bemerkenswerten Ergebnissen. Seine Arbeiten weichen von den damals üblichen ab, da sie stärker anorganisch ausgerichtet waren. Primär hatte man sich der Organischen Chemie verschrieben, was zu Beginn des 20. Jahrhunderts aber als Fehler erkannt wurde.

Unter Michaelis erlebte die Chemie in Rostock einen nie dagewesenen Aufschwung. Ein Viertel aller in Rostock Immatrikulierten studierte Pharmazie oder Chemie. Michaelis konnte zwar Erweiterungen im Gebäude in der Buchbinderstraße durchsetzen, aber der notwendige Neubau ließ noch 100 Jahre auf sich warten.⁴⁰

Resümee

Sowohl an der Universität Greifswald als auch an der Universität Rostock verlässt die Chemie im 19. Jahrhundert den Status einer Hilfswissenschaft und behauptet sich als eigenständige Disziplin. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts fasst das Chemiestudium Fuß. Eine deutliche Verbesserung der Arbeitsbe-

³⁹ Promotionsakte von A. Classen im Universitätsarchiv Rostock. Classen wurde am 9. Dezember 1863 in Rostock von der Philosophischen Fakultät (Dekan Hermann Karsten) auf Grundlage seiner Zeugnisse und seiner Abhandlung „De salibus tetraethylammonii oxydati cum acidis oxydantibus deque illorum decompositionis productis in sicca destillatione“ in absentia promoviert.

⁴⁰ Zu Michaelis siehe auch *Joachim Teller/Marianne Teller*, Zur wissenschaftlichen Leistung und gesellschaftlichen Position von August Michaelis (1847-1916) unter besonderer Berücksichtigung seiner Rostocker Schaffensperiode, in: Beiträge zur Geschichte der Wilhelm-Pieck-Universität 6, 1984, 27-41 und *Gisela Boeck*, August Michaelis: Erschöpft sich seine wissenschaftliche Leistung in der Michaelis-Arbusow-Reaktion?, in: Mitteilungen der Fachgruppe Geschichte der Chemie der Gesellschaft Deutscher Chemiker 2002, Nr. 16, 20-29.

dingungen für die Chemie trat an der Universität Greifswald fast 30 Jahre früher als in Rostock ein. Die Verlagerung auf die Forschung in der Organischen Chemie ist in Greifswald ebenfalls früher als in Rostock zu beobachten. Zeitlich versetzt, aber auch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kann in beiden Einrichtungen eine Aufspaltung der Chemie in Teildisziplinen festgestellt werden, die sich in Forschung und Lehre widerspiegelt.

Tab. 1: Übersicht über die Lehrstuhlentwicklung

Jahr	Rostock	Greifswald
1775		Lehrstuhl für Botanik/Pharmazie und Chemie wird an der Medizinischen Fakultät, z. T. mit Lehre an der Philosophischen Fakultät eingerichtet.
1789	Lehrstuhl für Naturgeschichte, Chemie und Botanik wird an der Philosophischen Fakultät eingerichtet.	
1812	Lehrstuhl für Chemie und Pharmazie wird eingerichtet und von 1811 bis 1817 nochmals der Medizinischen Fakultät zugeordnet.	
1817	Lehrstuhl für Chemie und Pharmazie wird der Philosophischen Fakultät zugeordnet.	
1833		Lehrstuhl wird der Philosophischen Fakultät zugeordnet.
1860		zweiter Lehrstuhl für Chemie

Tab. 2: Übersicht über die Lehrstuhlinhaber

Jahr	Rostock	Greifswald
1755		C. E. Weigel (bis 1831)
1792	H. F. Link (bis 1811)	
1812	G. Mähl (bis 1833)	
1833		F. L. Hünefeld (bis 1882)
1834	H. v. Blücher (bis 1850)	
1850	F. F. Schulze (bis 1873)	
1860		H. F. P. Limpricht (bis 1900)
1873	O. Jacobsen (bis 1889)	
1890	A. Michaelis (bis 1916)	

Tab. 3: Übersicht über die Privatdozenten und außerordentlichen Professoren

Jahr	Rostock	Greifswald
1824	C. F. A. T. Kastner (bis 1836)	
1826		F. L. Hünefeld (bis 1833)
1831	H. v. Blücher (bis 1834)	
1841		F. F. Schulze (bis 1850), Technische Chemie
1846	B. Sthamer (bis 1850), Angewandte Chemie	
1852		C. A. Trommer (bis 1856), Technische Chemie
1860		H. Schwanert (bis 1902), Grundlagenausbildung R. Otto ⁴¹ (bis 1870), Forensische und Physiologische Chemie
1870		E. Baumstark ⁴² (bis 1889), Gerichtliche und Physiologische Chemie
1873	Th. Hübener ⁴³ (bis 1875)	
1888	A. Töhl ⁴⁴ (bis 1896), Analytische und Theoretische Chemie	
1890		F. W. Semmler ⁴⁵ (bis 1909), Forensische Chemie, Agrikulturchemie
1891		H. Biltz ⁴⁶ (bis 1897), Nahrungsmittelchemie, Elektrochemie
1897	R. Stoermer ⁴⁷ (bis 1919), 1919-1926 Professor für Organische Chemie	Th. Posner ⁴⁸ (bis 1921), Nahrungsmittelchemie, Elektrochemie
1899	G. Kümmel ⁴⁹ (bis 1921), Physikalische Chemie	

⁴¹ Robert Otto (1837-1907).⁴² Eduard Baumstark (1807-1889).⁴³ Theodor Hübener (geb. 1841).⁴⁴ Albert Töhl (geb. 1846).⁴⁵ Friedrich Wilhelm Semmler (1860-1931).⁴⁶ Heinrich Biltz (1865-1943).⁴⁷ Richard Stoermer (1870-1940).⁴⁸ Theodor Posner (1871-1929).⁴⁹ Gottfried Kümmel (1866-1922).

Werner Buchholz

Das Lexikon Greifswalder Hochschullehrer und seine wissenschaftlichen Auswertungsmöglichkeiten

I. Einleitung

a. Zielsetzung des Lexikonprojektes

Das Konzept des Projektes „Lexikon Greifswalder Hochschullehrer 1775 bis 2006“ geht von der Voraussetzung aus, dass die biographische und bibliographische Erschließung von Leben, Werk und wissenschaftlichem Wirken der Universitätsangehörigen das Fundament sowohl der Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte wie auch der Sozialgeschichte der Hochschule darstellt. Die Erarbeitung und Veröffentlichung dieses Fundaments ist das zentrale Anliegen des Lexikonprojektes, das hier vorgestellt wird. Damit stellt das Lexikon Grundlagen für die weitergehende Forschung zur Verfügung, etwa um über die Handlungsträger der Universitäts-, Wissenschafts- und Bildungsgeschichte und deren individuelle Lebens- und Berufsschicksale auf soziologische Gemeinsamkeiten und kollektive Identitäten zu schließen und mit weiteren ergänzenden Forschungen zu erhärten. Mit dieser methodischen Vorgehensweise wird letztendlich das Ziel angestrebt, Funktions- und Wirkungsweise der Hochschulen im Rahmen der bürgerlichen Gesellschafts- und Herrschaftsordnung zu analysieren und zu erklären.

b. Gliederung und Aufbau dieses Beitrages

Vor diesem Hintergrund gliedert sich dieser Beitrag in zwei Teile. Im ersten Teil werden Gesamtaufbau und Struktur des Lexikons sowie der einzelnen Artikel vorgestellt. Zum besseren Verständnis wird darüber hinaus eine einführende Übersicht der personellen Entwicklung der Greifswalder Dozenten- und Studentenschaft während des Zeitraumes 1775 bis 1949 gegeben. Am Schluss dieses Teiles folgt eine Übersicht über den allgemeinen Aufbau der Artikel, welcher zur Illustration und weiteren Verdeutlichung drei bereits fertige Artikel über drei in Greifswald tätige Hochschullehrer, Theodor Oberländer, Viktor Klemperer und Edmund Forster, als konkrete Beispiele angefügt sind.

Im zweiten Teil werden an Hand zweier weiterer Beispiele Möglichkeiten zur Nutzung des Datenmaterials für weitergehende Forschungen demonstriert, genauer: es werden Ergebnisse von Forschungen vorgestellt, die vom Lexikonmaterial ausgegangen sind. Dabei untergliedert sich der zweite Teil ebenfalls in zwei Abschnitte. Im ersten dieser beiden Abschnitte wird die gesamte Gruppe

der Hochschullehrer am Beispiel ihrer Berufungspraxis ins Visier genommen. In dem zweiten Abschnitt wird das individuelle Schicksal eines Greifswalder Hochschullehrers, des Nervenarztes und Professors Dr. Edmund Forster vorgestellt. Forster hatte im Jahre 1918 Hitler in Pasewalk behandelt.¹ Da auch der Lexikonartikel zu Forster hier – am Ende des ersten Teils – abgedruckt ist, wird das Verhältnis von Datenbasis, die das Lexikon bereit stellt, und möglichen weiterführenden Forschungen einmal mehr anhand eines praktischen Beispiels verdeutlicht.

Im Hinblick auf den universitätsgeschichtlichen sowie den wissenschaftsgeschichtlichen Hintergrund wird auf die im Jahre 2004 erschienene Darstellung „Die Geschichte der Universität Greifswald vom ausgehenden 18. bis zum 20. Jahrhundert“ hingewiesen. Aus den hier dargestellten übergreifenden Zusammenhängen ergeben sich zentrale Hinweise zur Einordnung der Greifswalder Universitätsgeschichte in den allgemeinen Rahmen der Geschichte der höheren Lehranstalten in Europa.²

II. Aufbau und Struktur des Lexikons

a. Konzeptionelle Überlegungen

Das Lexikon ist auf insgesamt vier Bände hin ausgelegt. Jeder Band deckt einen begrenzten Zeitabschnitt (1. 1775 bis 1815, 2. 1815 bis 1906, 3. 1906 bis 1932 und 4. 1932 bis 1949) ab, insgesamt den Zeitraum von 1775 bis 1949. Für den Zeitraum von 1949 bis 2006 werden aus datenschutzrechtlichen Gründen lediglich Übersichten mit den allgemein öffentlich zugänglichen Persönlichkeitsdaten der Hochschullehrer, wie etwa das wissenschaftliche Fach, die Widmung der Professur, der Ort, der Zeitpunkt und das Thema der Promotion, der Habilitation, der Berufung usw. veröffentlicht. Diese Übersicht wird in den Band vier aufgenommen. Jeder Band ist in sich wiederum alphabetisch nach den Familiennamen der Hochschullehrer geordnet. Der Zeitraum 1775 bis 1949, den das Lexikon insgesamt abdeckt, untergliedert sich, wie schon angedeutet, in vier Abschnitte, die sich durch die folgenden Merkmale konstituieren:

¹ Jan Armbruster, Edmund Robert Forster (1878–1933). Lebensweg und Werk eines deutschen Neuropsychiaters. Diss. Greifswald 1999, 79.

² Werner Buchholz, Die Geschichte der Universität Greifswald vom ausgehenden 18. bis zum 20. Jahrhundert im Kontext der allgemeinen Universitätsgeschichte. Eine Skizze, in: ders. (Hrsg.), Die Universität Greifswald und die deutsche Hochschullandschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Stuttgart 2004, 381–444. Die zwei Jahre später erschienene Festschrift zur 550-Jahrfeier der Universität Greifswald baut zwar in den darstellenden Teilen im wesentlichen auf diesem Band und den hier vorgestellten Forschungsergebnissen auf, bedeutet aber insgesamt einen Rückschritt, da eigenständige weiterführende Forschungen in relativ geringem Umfang durchgeführt wurden.

1. die letzten vierzig Jahre der Schwedenzeit von 1775, dem Jahr des Visitationsrezesses Gustavs III., bis 1815, dem Jahr der Übergabe Greifswalds an Preußen,
2. der Zeitraum des Ausbaus von 1815 bis 1906,
3. 1906 bis 1933 und schließlich
4. 1933 bis 1949, von der Übertragung der Macht an die Nationalsozialisten bis zur Gründung zweier deutscher Staaten.

Maßgeblich für die Entscheidung, in welchen Band ein Hochschullehrer aufgenommen wird, ist das Datum der Berufung, auch wenn möglicherweise der Großteil seines Wirkens in Greifswald in den Referenzzeitraum des nächstfolgenden Bandes fiel.

Damit sind die Bandenteilung und die innere Gliederung der Bände selbst vorgestellt. Es bleibt noch die Frage nach Aufbau und Gliederung der einzelnen Artikel.

Dazu werden zur besseren Veranschaulichung hier die erarbeitete Artikelgliederung sowie zwei Beispielartikel abgedruckt. Zunächst folgt die Übersicht über den allgemeinen Aufbau der Artikel:

b. Aufbau der Artikel

I. KOPF (Hauptangaben in Kurzform)

1. Name (einschließlich Namensänderungen, Pseudonymen, Adels- bzw. Herkunftspartikeln); Familienname; Rufname (soweit bekannt), Vorname bzw. Vornamen
2. Jahre der Greifswalder Lehrtätigkeit von – bis mit Angabe der entsprechenden Fakultät(-en)
3. Hauptlehrfach(-fächer) in Greifswald

II.) BIOGRAPHISCHE ANGABEN

A Herkunft

4. Geburtstag (falls nicht zu ermitteln, das Taufdatum), -monat und -jahr, Geburtsort (z. T. mit Angabe des historischen Territoriums)
5. Sterbedatum und -ort
6. Konfessionszugehörigkeit
7. Familie (mindestens: Namen der Eltern, Namen der Großeltern, Ehepartner, Eltern der Ehepartner); Hinweis auf bekannte Familien, deren Genealogie etc.; Name und Beruf des Vaters [V], Name und Beruf bedeutender Verwandter [Vw], wie z. B. Großvater, Onkel, Bruder, Sohn

B Ausbildung und Beruf

8. Studium (Angabe des Faches bzw. der Fächer nur, wenn es sich vom späteren Lehrfach unterscheidet; Studienort bzw. -orte, Beginn und Abschluss)

9. Wissenschaftliche Laufbahn/Karriere [Lb] (Erwerb akademischer Grade: Promotions- und Habilitationsdaten und -orte; Erstberufung, sowie in der Folge erhaltene und angenommene bzw. abgelehnte Rufe mit Jahresangaben; Berufsstellungen in chronologischer Reihenfolge, Schwerpunkt: Hauptfelder der Lehr- und Forschungstätigkeit in Greifswald)
10. Amtszeiten als Rektor, Prorektor, Dekan, Mitglied des Senats an der Universität Greifswald

C Öffentliche Tätigkeit/Gesellschaftliche Stellung

11. Ehrungen [E] (Verliehene Ehrentitel und Orden sowie andere wichtige Ehrungen und Auszeichnungen im wissenschaftlichen und politischen Bereich)
12. Mitgliedschaft in wissenschaftlichen Akademien und Gesellschaften [M]
13. Politische Tätigkeiten [P] (Arbeit in parlamentarischen Vertretungskörperschaften etc. und Übernahme von bürgerlichen und kirchlichen Ehrenämtern [in Auswahl])

III.) BIBLIOGRAPHISCHE ANGABEN

14. Auswahl der bekanntesten und, soweit feststellbar, wichtigsten Werke des Gelehrten, bei besonderer Berücksichtigung der in der Greifswalder Zeit verfassten Schriften mit Erscheinungsjahr und -ort, verschiedenen Auflagen, eventuell Übersetzungen und mit orthographisch authentischer Titelangabe der Erstauflage [W]. Bei der Anzahl soll flexibel vorgegangen und damit der unterschiedlichen Bedeutung der verschiedenen Gelehrten Rechnung getragen werden.
15. Angaben zu Tätigkeiten als Gründer oder Mitgründer, Herausgeber bzw. Mitherausgeber von Zeitschriften, Sammelwerken, Schriftenreihen mit Zeitraum der Herausgebere Tätigkeit [G, MG, HG, MHG]
16. Quellen [Qu] (Angaben über die Hauptquellen im Universitätsarchiv Greifswald [Personalakten, Fakultätsakten], Angaben über in Greifswald aufbewahrte bzw. vorhandene Nachlässe, Briefe bzw. Briefsammlungen, Porträts, Büsten und Grabstellen)
17. Literatur [L] (Zusammenstellung der wichtigsten Literatur über Leben und Werk des Gelehrten, chronologisch nach Erscheinungsjahren geordnet, mit Angaben über den Fundort von Werkverzeichnissen [WVZ])

Um zu verdeutlichen, wie sich dies in der Praxis darstellt, werden hier zwei Artikel wiedergegeben. Der erste von diesen ist dem bereits veröffentlichten Band

drei des Lexikons entnommen,³ der zweite über Theodor Oberländer dem Band vier. Dieser ist Band ist – bis auf einige wenige Restarbeiten – ebenfalls weitestgehend fertig gestellt, aber noch nicht veröffentlicht.⁴

c. Beispielartikel⁵

ca. Forster

Forster, Edmund Robert

1925-1933 Medizinische Fakultät

Psychiatrie

* 4. Sept. 1878 München

† 11. Sept. 1933 Greifswald

K kath.

V Josef F. (1844-1910), Prof. in Amsterdam u. Straßburg

Vw seine Frau war Privatsekretärin Matthias Erzbergers

Lb Seit 1896 Stud. in Straßburg, München u. erneut Straßburg; 1898 ärztl. Vorprüfung Straßburg; 21. Juli 1901 ebd. Ärztl. Staatsprüfung Straßburg; Aug. 1901 bis Feb. 1902 Arzt bei d. Marine (Marine-Unterarzt); absolvierte einen Kurs über Tropenmedizin; Dr. med. Straßburg Okt. 1901; Okt. 1902 Ass. am Genfer Pathol.-Anat. Inst. bei Friedrich Wilhelm Zahn; 1903 Tätigkeit in Heidelberg bei Emil Kraepelin u. Franz Nissel; 1. Mai 1904 bis Jahresende Volontärass., dann bis 1. Okt. 1905 Klin. Ass. an d. Nervenlinik d. Univ. Halle-Wittenberg bei Carl Wernicke; danach planm. Ass. d. Charité in Berlin unter Theodor Ziehen; Habil. f. Psychische u. Nervenkrankheiten ebd. 9. Juli 1909; 1909 Erster Ass. u. Oberarzt d. Psychiatr. u. Nervenlinik d. Charité Berlin bei demselben u. Karl Bonhoeffer; 1912 übernahm er kurzzeitig d. Leitung d. Geschäfte d. Klinik; Tit.-Prof. Berlin 1913; 2. Aug. 1914 Kriegsdienst zunächst als Hilfsarzt u. Marineassistentenarzt, noch 1914 wurde er z. Marineoberassistentenarzt befördert; 1. Aug. 1916 oöP Histologie an d. Univ. Gent; z. Zeit d. Revolution bis 30. Juni 1919 war er als Militärarzt in einem Lazarett in Berlin tätig; von hier aus zeitweise an das Lazarett in Pa-

³ Werner Buchholz (Hrsg.), Lexikon Greifswalder Hochschullehrer 1775 bis 2006. Bd. 3: Lexikon Greifswalder Hochschullehrer 1907 bis 1932. Bearb. von Meinrad Welker. Bad Honnef 2004.

⁴ Werner Buchholz (Hrsg.), Lexikon Greifswalder Hochschullehrer 1775 bis 2006. Bd. 4: Lexikon Greifswalder Hochschullehrer 1933 bis 1949 (Manuskript).

⁵ Abkürzungen und Siglen werden im Lexikon in einem entsprechenden Verzeichnis aufgelöst, dessen Abdruck an dieser Stelle unverhältnismäßig viel Raum eingenommen hätte. Dafür wird um Verständnis gebeten. Im Punkt Literatur ist – ebenfalls aus Platzgründen – lediglich eine Auswahl übernommen worden.

- sewalk abgeordnet; am 15. Nov. 1918 nahm er d. Dienst an d. Berliner Univ.-Nervenlinik offiziell wieder auf; 1. April 1925 oöP G (Nachfolger von Paul → Schröder), zugleich Dir. d. Psychiatr. Klinik, d. Nervenlinik u. Poliklinik d. UG; d. 1932 errichtete Neubau für d. Röntgenabt. d. Psychiatr.- u. Nervenlinik ist Forsters Initiative zu verdanken; in G beschäftigte er sich besonders mit d. Liquorzytologie; 1932/33 Dekan; 31. August 1933 wegen eines gegen ihn laufenden Verfahrens beurlaubt, u. a. wurde ihm vorgeworfen sich negativ über Hitler geäußert u. Gelder veruntreut zu haben, daneben hielt man ihm moralische Verfehlungen u. Misshandlung von Patienten vor; am 5. September 1933 bat er um seine Entlassung; am 11. September 1933 nahm er sich in seiner Wohnung das Leben; er arbeitete u. a. über d. Syphilis d. Zentralnervensystems, d. Nachweis von Spirochaeta pallida in Hirnzylindern, Liquorzytologie sowie Tumoren d. Gehirns
- E EK II; EK I; Hamburger Hanseatenkreuz; Bayer. Militärverdienstorden 4. Kl. mit Schwertern
- M 1909 ausserord. Mitglied im Wiss. Senat d. Kaiser-Wilhelm-Akad. f. d. militärische Bildungswesen; 4. Dez. 1930 korr. auswärtiges Mitglied d. Societé de Neurologie de Paris; Vors. Med. Verein G; Landesgesundheitsrat von Preußen
- POL Marine-Verein G
- W Versuche über das Verhalten des Muskels wenn Muskel und Nerv zugleich elektrisch durchströmt werden. Med. Diss. Strassburg 1901. Die klinische Stellung der Angstpsychose. Med. Habil. Berlin 1910. Die Syphilis des Zentralnervensystems. Berlin [1912]. Paralysis agitans. In: Hdb. d. Neurol. 3, 2. Berlin 1912. Liquor, Hirnpunktion, Röntgenologie (Hdb. d. Neurol. 7, 2). Berlin 1936.
- Qu UAG PA 486; sein Grab befindet sich auf dem neuen Friedhof in G (Abt. 9)
- L K (1931), S. 705. Fischer, Bd. 1 (1932), S. 429. DMW 59 (1933), S. 1516. K (1935). Armbruster, Jan: E. R. F. (1878 - 1933). Lebensweg u. Werk eines dt. Neuropsychiaters. Med. Diss. G 1999 (P). Kreuter, Alma: Deutschsprachige Neurol. u. Psychiater. Ein biogr.-bibliogr. Lex. München u. a. 1996. Reddemann (2003), S. 49.

cb. Oberländer

Oberländer, Theodor

1938-1940 Juristische Fakultät

Agrarpolitik

* 1. Mai 1905 Meiningen (Thüringen)

† 4. Mai 1998 Bonn

K ev.

V Oskar O. (1866-1933), Oberregierungsrat in Meiningen

Lb (Nach dem Abitur landwirtschaftliche Ausbildung in Oberbayern und Schleswig-Holstein); Studium der Agrarwissenschaften in München, Hamburg und Berlin; Promotion 2. März 1929 zum Dr. agr. in Berlin; Studium der Nationalökonomie in Königsberg und Berlin; Promotion zum Dr. rer. pol. 8. Febr. 1930 in Königsberg; zwei Jahre 1930-1932 Weltreise durch die Sowjetunion (Kaukasus), China, Japan, Kanada, USA und die Türkei mit landwl. Praxis und Studium des Ackerbaus; Assist. 1932 am Inst. f. osttd. Wirtschaft Königsberg; Habil. 17. Dez. 1933; Dozent für Agrarpolitik 1933-1934 in Danzig; nb. a. o. Prof. 1934 in Königsberg u. Dir. am Inst. f. osteurop. Wirtschaft; 10. Okt. 1934-1937 Bundesleiter des Bundes Dt. Osten und der Vereinigung für das Deutschtum im Ausland; für diese Vereinigungen baute er den Nachrichtendienst für die Belange der Volksdeutschen in Osteuropa aus, wobei er geheimdienstliche, wissenschaftliche und politische Erkenntnisse in einzigartiger Weise bündelte; a. o. Prof. 1936 in Königsberg; a. o. Prof. 1938 bis 2. Trim. 1940 Univ. Greifswald; 1939 Einberufung zur Wehrmacht; o. Prof. 1940-1945 in Prag; Konzeption 1940 der deutsch-ungarischen Freiwilligeneinheit Nachtigall und 1942 des deutsch-kaukasischen Sonderverbands Bergmann; Soldat u. Hauptmann, 1 Jahr Kriegsgefangenschaft; die Amerikaner nahmen den versierten Ostexperten in die Dienste des Counter Intelligence Corps (CIC); beruflicher Neuanfang als Landarbeiter und Geschäftsführer einer Saatzucht-Firma; 1950-1953 Staatssekretär für d. Angelegenheiten d. Heimatvertriebenen; 1950 MdL; 1953 MdB; 1953 Bundesminister f. Vertriebene; 1960 in Abwesenheit von der DDR-Regierung wegen Kriegsverbrechen zu lebenslanger Haft verurteilt; Berater 1965-1971 für den Konzern Messerschmidt-Bölkow-Blohm; Engagement in der Friedlandhilfe und in der Europ. Konferenz für Menschenrechte; 1993 wurde das Urteil wegen Rechtsstaatswidrigkeit aufgehoben; 1. Mai 1933-1. Aug. 1937 Gauamtsleiter des Gau-Grenzlandesamts Ostpreußen; 1933-1937 Landesleiter der VDA in Ostpreußen; Teilnahme am Münchner Putsch am 9. Nov. 1923; 1934-1937 Bundesleiter Deutscher Osten

E 1958 Großes Bundesverdienstkreuz mit Schulterband und Stern

- P Teilnahme am Hitler-Putsch 1923; seit 1. Mai 1933 NSDAP; 1933-1937 Leiter des „Bundes Deutscher Osten“ (BDO); nach 1945 Mitglied der FDP; 1950 Staatssekretär für das Flüchtlingswesen im bayer. Innenministerium; bis 1953 bayerischer Landesvorsitzender; 1953 Bundesminister für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte; 1953-1961 und 1961-1965 gehörte er dem deutschen Bundestag an; 1954/55 Bundesvorsitzender des „Gesamtdeutschen Blocks“ (BHE); 1956 Wechsel zur CDU; 1958-1964 führte er dort den Vorsitz des Landesverbandes Oder-Neiße der Vertretung der Vertriebenen innerhalb der CDU
- W Die landwirtschaftlichen Grundlagen des Landes Litauen. Jur. Diss. 1929. Die Landwirtschaft Litauens. Berlin 1931. Die Landflucht in Deutschland und ihre Bekämpfung durch agrarpolitische Maßnahmen. Berlin 1933. Die agrarische Überbevölkerung Polens. Berlin 1935. Die Landwirtschaft Posen-Pommerellens vor und nach der Abtrennung vom Deutschen Reich. Berlin 1937. Nationalität und Volkswille im Memelgebiet. Greifswald 1939. Die Überwindung der deutschen Not. 1954. Weltbevölkerung, Welternährung. Würzburg 1968. Der Osten und die deutsche Wehrmacht. Asendorf 1987.
- MG 1957 Friedlandhilfe
- Qu UAG: PA 2693, J F 196-214, R 767; Bundesarchiv, PK (ehem. BDC) I 386; briefliche Auskunft Christian-Philipp Wachs vom 10. Dez. 2001
- L Wiwi Hochschull. (1938) S. 664. K (1950) Köpfe der Politik, Wirtschaft, Kunst und Wissenschaft. Hg. Karl Ritter von Klimesch, Bd. 2. Augsburg 1953. Sänger (1954). Wer (1955). Stockhorst (1956) S. 310 f. Straube, Manfred: Neue Beweise für die faschistische Vergangenheit T. O. s. In: ZfG Jg. 8, H. 4 (1960) S. 856-873. Die Wahrheit über Oberländer: Braunbuch. Berlin 1960. Wachs, Philipp-Christian: Der Fall T. O. (1905-1998): ein Lehrstück dt. Geschichte. Frankfurt/M. 2000.

cc. Klemperer

Klemperer, Victor

1947-1948 Philosophische Fakultät

Romanistik

* 9. Okt. 1881 Landsberg/Warthe

† 11. Feb. 1960 Dresden

K jüd., seit 1912 (1903) ev.

V Wilhelm K. (1893-1912), Dr. phil., Prediger der jüdischen Reformgemeinde Berlin

Vw Bruder Georg (1865-1946), Prof. der Medizin, Vetter Otto, Dirigent
1. Ehefrau 1906-1951 Eva Schlemmer, Pianistin; 2. Ehefrau seit 1952 Hadwig, geb. Kirchner

Lb Studium der germanistischen und romanistischen Philologie, sowie der Philosophie 1899-1904 in Berlin, München, Genf, Paris und Rom; ev. Taufe 1903; freier Journalist und Schriftsteller 1904-1912 in Berlin; 1912 Übersiedlung nach München; Promotion zum Dr. phil. 1912 in München; Habilitation 1914 über romanische Philologie als Privatdozent der Univ. München; Lektor 1914/15 an der Univ. Neapel; Privatdozent 1915-1919; Kriegsfreiwilliger 1915-1918, zuletzt Unteroffizier; Zensor 1916-1918 im Buchprüfamt der Presse-Abteilung des Militärgouvernements Litauen in Kowno und Leipzig; a. o. Prof. 1919 Univ. München; o. Prof. für romanistische Philologie 1920-1935 TH Dresden, hier 5 Jahre Senator; aufgrund des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ 1935 in den Ruhestand versetzt; Publikations- und Bibliotheksverbot; Zwangsarbeit an verschiedenen Hilfsarbeitstellen; im Chaos der Luftangriffe auf Dresden vom 13./14. Febr. 1945 Flucht nach Bayern; o. Prof. für romanistische Philologie 1945-1947 TH Dresden; Leiter der Volkshochschule und des Abendgymnasiums; Berufung am 1. Dez. 1947 als Prof. für Romanische Philologie an die Univ. Greifswald; ausgeschieden am 1. Aug. 1948; LA für Sozialpolitik und Dir des romanistischen Seminars 1. Nov. 1948 - 1960 in Halle; Prof. m. Lehrstuhl für das Fach Romanistik (Literatur) am roman. Inst. 1. Aug. 1951-1954 an der HU Berlin; 1. Sept. 1955 em., bis zu seinem Tod hat er vereinzelt Lehrveranstaltungen gegeben

T 1950 Dr. paed h. c. TH Dresden

E 1917 Bayer. Verdienstkreuz mit Schwertern III. Klasse; 1952 Nationalpreis III. Klasse für Kunst und Literatur der DDR, 1956 Verleihung des Vaterländischen Verdienstordens in Silber, 1960 posthume Auszeichnung mit dem F C. Weiskopf-Preis der Akademie der Künste zu Berlin, 1995 posthume Auszeichnung mit dem Geschwister-Scholl-Preis der Stadt München

- M Mitglied des KB Sachsens; 1953 Mitglied der deutschen Akademie der Wissenschaften in Berlin; Mitglied des Deutschen PEN-Zentrums Ost und West; 1954 o. Mitglied der DAW; Mitglied der DAK und des Ehrenausschusses der Paul-Claudel-Gesellschaft Köln
- P seit Herbst 1945 Mitglied der KPD, dann SED, 1946 Vorsitzender der Landesleitung des Kulturbundes Sachsen, Mitglied der Gewerkschaft Lehrer und Erzieher, 1947-1960 Mitglied des Präsidialrates des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands, 1951-1953 Mitglied des Zentralvorstandes der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN), 1950-1958 Abgeordneter der Volkskammer der DDR; Mitglied des Komitees der Antifa Widerstandskämpfer
- W Die moderne französische Prosa 1870-1920. Berlin 1923. Die französische Literatur von Napoleon bis zur Gegenwart, 4 Bde. Berlin 1925-1931. (Neuausg. 1956 unter dem Titel: Geschichte der französischen Literatur im 19. und 20. Jahrhundert). L(ingua) T(ertii) I(mperii). Notizbuch eines Philologen. Berlin 1947, 18. Auflage 1999. Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert, Band 1, Berlin 1954, Bd. 2 posthum Halle 1966. Aus dem Nachlass hrsg. wurden: Curriculum vitae, Jugend um 1900 (2 Bde., 1989, Neuausg. 1996). Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten, Tagebücher 1933-1945, 2 Bde. Berlin 1995. Nowojski, Walter (Hrsg.): Leben sammeln, nicht fragen wozu und warum, Tagebücher 1925-1932, 2 Bde. Berlin 1996. Jäckel, Günter (Hrsg.): Und so ist alles schwankend, Tagebücher Juni bis Dezember 1945. Berlin 1995.
- Qu UAG: PA 1321, P F II-149; Grabstätte in Dresden; UAB HU K 746
- L Müller, Gustav Adolf: Deutschlands, Österreich-Ungarns und der Schweiz Gelehrte, Künstler und Schriftsteller in Wort und Bild. Hannover 1908. EJ, Bd. 10 (1934). Wer (1935). Wer (1948). Deutsche Wiss. (1949). DBE, Bd. 5 (1997) S. 587 f. Heer, Hannes: Im Herzen der Finsternis. Viktor Klemperer als Chronist der NS-Zeit. Berlin 1997.

III. Wertungen und Urteile

Eines der grundlegenden Prinzipien des Lexikons und seiner Konzeption ist es, so weit wie irgend möglich ohne Wertungen und Urteile auszukommen. Diese haben meist keine unbegrenzte Gültigkeit. Vor diesem Hintergrund wurde hier der Artikel über den im Nachkriegsdeutschland sehr umstrittenen Theodor Oberländer sehr bewusst ausgewählt, um an seinem Beispiel deutlich zu machen, dass das Lexikon auf jegliche Wertung verzichtet und nur solche Informationen aufführt, von denen angenommen wurde, dass sie langfristig Bestand haben können. Insbesondere dürfte die Zusammenstellung „Teilnahme am Hitler-Putsch 1923“ und Verleihung des Bundesverdienstkreuzes mit Schulterband und Stern im Jahre 1958 sogleich auffallen. Das Lexikon begnügt sich damit, diese Fakten sine ira et studio nebeneinander zu stellen.

IV. Stationen und Epochen der Greifswalder Universitätsgeschichte 1775 bis 1949 und die Bandeinteilung des Lexikons

Die erste Phase von 1775 bis 1815 war geprägt von den Reformmaßnahmen der schwedischen Regierung im Sinne der Aufklärung. Der Rezess König Gustavs III. von 1775, der am Ende einer Visitation der Universität stand, stellt hier den Anfangspunkt dar.⁶ Der Rezess von 1775 zielte auf eine Modernisierung des Lehrprogramms der Universität im Geiste der Aufklärung sowie auf die Ausrichtung der wissenschaftlichen Arbeit auf die Belange des „praktischen Lebens“. Damit war vor allem die Erschließung und Nutzung der Natur zu ökonomischen Zwecken gemeint.⁷ Im Hintergrund stand die – aus deutscher Sicht wohl als radikal zu bezeichnende – Reform der Universität Uppsala seit dem Anfang der 1740er Jahre.⁸ Hier kam es zu etlichen Neuerungen, die von dem

⁶ Der Rezess von 1775 ist gedruckt bei *Johann Carl Dähnert*, Sammlung gemeiner und besonderer Pommerscher und Rügischer Landes-Urkunden, Gesetze, Privilegien, Verträge, Constitutionen und Nachrichten. Supplement-Band II. Stralsund 1786, 110–169.

⁷ Zu der Einrichtung einer entsprechenden Professur für Naturgeschichte und Ökonomie im Gefolge des Visitationsrezesses von 1775 vgl. *Buchholz*, Greifswald (wie Anm. 2), 397f.

⁸ In den Einrichtungen neuer Professuren, die im fünften Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts an der Universität Uppsala durchgeführt wurden, ist unschwer das Vorbild für die Reformen zu erkennen, die, auf einen längeren Zeitraum verteilt, nach und nach auch in Greifswald durchgeführt wurden. Vgl. dazu *Sten Lindroth*, Uppsala universitet 1477–1977. Stockholm 1976, 95: Neueinrichtung einer Professur für Ökonomie, 98: Ausrichtung des Studiums auf das praktische Berufsleben, 100: Professur für Poesie wird ersetzt durch einen Lehrstuhl für Experimentalphysik. In Greifswald wurde die Professur für Rhetorik und Poesie im Jahre 1781 umgewandelt in einen Lehrstuhl für Naturgeschichte und Ökonomie und mit Bernhard Christian Otto besetzt, in Uppsala wurde außerdem die Professur für Orientalische Sprachen und Poetik in eine Professur für Chemie umgewandelt. Diese Maßnahmen folgten dem allgemei-

schwedischen Generalgouverneur Friedrich Wilhelm Fürst von Hessenstein, einem illegitimen Sohn König Friedrichs von Schweden (1676–1751) und der Gräfin Hedvig Taube (1714–1744), nachdrücklich betrieben, allerdings von der beharrlichen Kraft der eingesessenen Professorenschaft häufig konterkariert wurden.⁹ In der Zeit nach 1815 kam es nach zunächst zögerlichen Anfängen in den 1820er und 1830er Jahren zu einem Prozess der Umgestaltung der alten Familien- und Gelehrtenuniversität der Frühen Neuzeit zu einer Universität neuen Typs. Mit dem Wandel der Berufungsverfahren war die Transformation des Hochschullehrers vom Typus des Gelehrten zum Forscher verbunden.¹⁰

Im 19. Jahrhundert änderten sich die Kriterien, nach denen die Professoren berufen wurden. Verkürzt gesagt, beinhaltete der Wandel im Berufungsverhalten der Professoren die Ablösung der Universität des älteren Typs, bei der die Tradierung von Wissen und Kenntnissen sowie das ganzheitliche Verständnis der Welt im Mittelpunkt stand, durch die Forscheruniversität und die Aufspaltung der Wissensgebiete in immer kleinere Spezialgebiete.¹¹ Das entsprach dem Bedürfnis der Forschung, durch welche die Wissenschaft ökonomisch verwertbar gemacht wurde. Damit entwickelte sich im 19. Jahrhundert ein neuer Professoientyp, der durch seine Forschungsleistung hervortrat. Gleichzeitig wurde durch die Einführung eines neuen Berufungssystems die soziale Vernetzung der Professorenschaft am Ort ihrer Hochschultätigkeit gekappt. Hausberufungen wurden erheblich erschwert, der bisher häufig übliche Übergang einer Professur vom Vater auf den Sohn wurde diskreditiert und die alte Gelehrtenuniversität als „Familienuniversität“ abgetan. Solange aber der Schwerpunkt der Universitäten auf der Tradierung von gelehrtem Wissen und ganzheitlicher Erkenntnis gelegen hatte, war der Übergang von Lehrstühlen vom Vater auf den Sohn durchaus funktional und sinnvoll. Wohl von niemandem sonst lernt ein Mann so selbstverständlich und gleichsam spielerisch wie von seinem Vater, ohne dass der

nen Trend der Wissenschaftsentwicklung. Vgl. dazu *Buchholz*, Greifswald (wie Anm. 2), 397ff.

⁹ Ebenda, 395-403.

¹⁰ Vgl. *Georg Rommel*, Klassische Philologie in Greifswald 1820 bis 1862. Berufungsverfahren im Übergang von der Familien- zur Forschungsuniversität, in: *Buchholz*, Greifswald (wie Anm. 2), 117-143.

¹¹ Vgl. *Peter Moraw*, Aspekte und Dimensionen älterer deutscher Universitätsgeschichte, in: ders./Volker Press (Hrsg.), *Academia Gissensis. Beiträge zur älteren Gießener Universitätsgeschichte*, Marburg 1982, 13ff., ders., *Kleine Geschichte der Universität Gießen 1607–1982*, Gießen 1982, 43ff., 144ff., ders., „Humboldt in Gießen. Zur Professorenberufung an einer deutschen Universität des 19. Jahrhunderts“, in: *Geschichte und Gesellschaft* 10, 1984, 47-71, vgl. auch *Marita Baumgarten*, Vom Gelehrten zum Wissenschaftler. Studien zum Lehrkörper einer kleinen Universität am Beispiel der Ludoviciana Gießen (1815–1914). Gießen 1988, dies., Professoren- und Universitätsprofile im Humboldt'schen Modell 1810–1914, in: Rainer Christoph Schwinges (Hrsg.), *Humboldt International. Der Export des deutschen Universitätsmodells im 19. und 20. Jahrhundert*. Basel 2001, 106ff.

Lernprozess auch nur den Anschein einer beamteten Wissensvermittlung annehmen muss, wie sie seit dem 19. Jahrhundert für das europäische Bildungssystem charakteristisch geworden ist. Mit dieser Tradition der Tradierung von Wissen und Beruf vom Vater auf den Sohn ging die soziale Verankerung zahlreicher Professoren in Netzwerken vor Ort einher. Aus der Sicht der Herrschaft beziehungsweise des Staates und seiner Repräsentanten galt es nun diese Netzwerke aufzulösen. Mit den neuen Berufungs- und Qualifikationsregeln trat an die Stelle des vor Ort sozial vernetzten Hochschullehrers der vereinzelt, aus der Fremde berufene und sozial isolierte Professor, der auch wieder wegberufen werden konnte.

Wie die meisten deutschen Universitäten war Greifswald bis in das 19. Jahrhundert hinein eine typische Landesuniversität, die für das Territorium – im Falle Greifswalds für Pommern – vornehmlich Theologen, Staatsbeamte, Offiziere und – spätestens seit dem Visitationsrezess von 1775 – Führungskräfte für die Seefahrt ausbildete.

Der alte Professorentyp der Tradierungsuniversität war gekennzeichnet durch den so genannten „Gelehrten“, der, idealtypisch betrachtet, Generalist war, sein Fachgebiet noch als Ganzes überblickte und gegenüber neuen Forschungsergebnissen nicht unbedingt aufgeschlossen sein musste. Typisch für die alte Universität war darüber hinaus die Bevorzugung von Landeskindern bei den Berufungen. Die akademischen Grade wurden vorwiegend an der Landesuniversität erworben, und man stieg vom Privatdozenten über die Stellung eines Extraordinarius zum Ordinarius auf. In Greifswald hießen die Universitäts- und Gelehrteneschlechter der Frühen Neuzeit unter anderem Gerdes, Helwig, Maskow, Quisdorf, Runge, Stephani.¹² Aber es gab auch schon namhafte Professoren, die von außen kamen, etwa Andreas Mayer, der Erbauer des Universitätshauptgebäudes, der ein Schüler Christian Wolffs war.

Im 19. Jahrhundert entwickelte sich also ein neuer Professorentyp, der durch eigene Forschungsleistungen hervortrat und sich nacheinander an verschiedenen Universitäten bewährte. Erwartet wurden nun die Begabung zur wissenschaftlichen Profession, Forscherdrang, Neugier, die Fähigkeit zur Beherrschung und Entwicklung von neuen Verfahren und Methoden, die ständige Auseinandersetzung mit dem aktuellen Forschungsstand im eigenen Fach und seine Fortentwicklung durch Teilnahme am wissenschaftlichen Diskurs, insbesondere mit eigenen Publikationen.

Sozialgeschichtlich war dieser Professorentyp grundsätzlich nicht ortsgebunden und hatte im Idealfall an den in seinem Fach führenden Universitäten studiert, promoviert und habilitiert. Als Professor musste er sich vor allem durch

¹² *Johann Gottfried Ludwig Kosegarten*, Geschichte der Universität Greifswald mit urkundlichen Beilagen. Teil 1: Greifswald 1856-1857, passim, Festschrift zur 500-Jahrfeier der Universität Greifswald, 2 Bd. Greifswald 1956, Bd. 2, 278 (Professorenfamilie Helwig).

Forschungsleistungen und durch Lehrerfolge qualifizieren. Das Belohnungssystem bestand in den Rufen an andere Universitäten. Für die Professoren war der Ruf das, was für die anderen Beamtenlaufbahnen die Beförderung darstellte. Denn mit den Berufungen wuchsen wissenschaftliches Ansehen, Macht und Einfluss in der wissenschaftlichen Fachwelt, aber mitunter auch in der Politik, die Besoldung und der Institutsetat.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts führte die signifikante Fortentwicklung und Ausweitung des staatlichen Sektors im Übergang vom Feudalstaat zur bürgerlichen Herrschaftsordnung zu schnell und stark wachsender Nachfrage nach juristisch und klassisch-philosophisch gebildeten Akademikern. Die technische und die kaufmännische Ausbildung wurden ebenfalls, wenn auch erst nach und nach im Laufe des Jahrhunderts, in das Hochschulwesen integriert und nach Einkommen und sozialem Ansehen und mit einer universitären Ausbildung gleichgestellt. Damit verschwand das alte Ideal des umfassend gebildeten Akademikers, das schon durch den Wegfall des bis dahin obligatorischen philosophischen Studiums für alle Studenten aufgegeben worden war, endgültig aus der Welt der Universität. Die Ausweitung des staatlichen und des wirtschaftlichen Sektors, nicht zuletzt im Zuge der Industrialisierung, ging einher mit einem stark wachsenden Bedürfnis nach gewerblicher Kapitalverwertung. Das Kapitalverwertungsinteresse setzte eine umfassende Forschung in Gang, die wiederum zur Differenzierung der alten Fächer und zu ihrer Aufteilung in Klein- und Kleinstbereiche führte. Exemplarisch genannt sei hier die Humanmedizin mit ihrer Aufspaltung der Einheit des menschlichen Körpers, in den inneren, den urologischen, gynäkologischen Bereich, die Augenheilkunde, die Spezialisierung auf Hals, Nasen und Ohren und deren weiterer Untergliederung bis heute. Diese Aufteilung richtete sich allein nach den Erfordernissen der Diagnostik, während die Therapie, insbesondere diejenige, welche eine ganzheitliche Kenntnis erfordert, in den Hintergrund rückte. Die Kenntnis der Atomisierung des menschlichen Körpers ist primär bedingt durch das Interesse der Forschung, erst in zweiter Linie durch das Interesse am Heilen. Dabei wird häufig daran vorbei gesehen, dass die Medizin der älteren Gelehrtenuniversität, der noch bis ins 19. Jahrhundert hinein die Lehre des Galen als Grundlage gedient hatte, weniger auf das Heilen, als vielmehr vorrangig auf die Erhaltung der Gesundheit ausgerichtet war.

Dieser Prozess, dem die Fächer aller Fakultäten unterworfen wurden, durchlief Phasen unterschiedlicher Intensität. Besonders in den Jahrzehnten nach der Reichsgründung erhielt die Universität Greifswald noch einmal zahlreiche neue Struktureinheiten (Ordinariate, Extraordinariate, Seminare, Institute, Kliniken und Laboratorien).

Tab. 1: Entwicklung der Studenten- und Professorenzahlen

Jahr	Studenten	o. Prof.	a. o. Prof.	Privatdozenten	Lehrkörper gesamt
1815	53 ¹³	12	3	13	28
1844	189	19	6	7	32
1855	217	24	7	8	39
1870	395	33	8	11	52
1890	875	44	16	13	73
1900	788	48	22	21	91
1910	1005	47	26	30	103

Diese in solchem Umfang erstmalige Ausdifferenzierung der Wissenschaftsdisziplinen fand etwa um die Jahrhundertwende bis zum Jahre 1906 seinen Abschluss. Mit insgesamt 40 Seminaren und Instituten sowie einem Lehrkörper von rund 100 Mitgliedern hatte sich die Universität Greifswald auf die damaligen Anforderungen an den Lehr- und Forschungsbetrieb eingestellt. Diese Einschätzung wurde nicht nur von der Universitätsleitung selbst getroffen, sondern auch von außen stehenden zeitgenössischen Beobachtern geteilt. Hier, im Jahre 1906, liegt deswegen auch die zweite Zäsur des Lexikons.

Hier endet der zweite Band, und es beginnt der dritte, der den Zeitraum bis zum Jahre 1932 einschließlich abdeckt.

Tab. 2: Relativer Anteil von o. Prof., a. o. Prof. und Privatdozenten am Lehrkörper im Durchschnitt der deutschen Universitäten und in Greifswald im Vergleich

	dt. Universitäten 1903 ¹⁴	Greifswald 1900	Greifswald 1910
o. Prof.	40 %	53 %	46 %
a. o. Prof.	28 %	24 %	25 %
Privatdozenten	32 %	23 %	29 %

Auch im folgenden Zeitraum zwischen 1907 und 1932 setzt sich die Differenzierung und Weiterentwicklung des Fächerspektrums fort, jedoch in wesentlich verlangsamer Form, die gegenüber dem 1906 erreichten Stand keine qualitati-

¹³ Angegeben ist die Zahl der Einschreibungen laut Matrikel für die Jahre 1814 und 1815. Die Angaben zu den übrigen Jahren sind dem Amtlichen Verzeichnis des Personals und der Studierenden der Königlichen Universität zu Greifswald, Greifswald 1844-1922, entnommen.

¹⁴ *Franz Eulenburg*, Die Frequenz der deutschen Universitäten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart, Leipzig 1904 [ND Berlin 1994], 249.

ven Änderungen mehr bringt (Englisch, Philosophie [beide 1911], Nordisches Institut 1919).

Die Zeit des Nationalsozialismus bedeutete dann für Greifswald wie anderswo einen Tiefpunkt in der Entwicklung. Allerdings hielt sich die Zahl der Hochschullehrer, die entlassen wurden, in relativ engen Grenzen. Im Hinblick auf die absolute Zahl der Lehrkräfte kam es sogar zu einer im Reichsvergleich ungewöhnlichen Erhöhung:

Tab. 3: Entwicklung der Ordinarien, Extraordinarien, Dozenten und Lehrbeauftragten der Universität Greifswald 1929-1945 nach Semestern

	SS 1929	WS 1934/35	SS 1937	SS 1939	WS 1944/1945
Ordinarien (o. Emeriti)	59	56	52	55	49
Extraordinarien	21	25	25	26	30
Dozenten	28	41	34	26	35
Lehrbeauftragte	20	21	17	14	29
gesamt	128	143	128	121	143

Tab. 4: Der Lehrkörper der Universität Greifswald im Frühjahr 1945 und im Frühjahr 1946¹⁵

Fakultäten	Lehrkräfte Ende März 1945		Lehrkräfte 20.03.1946		Stärke des neuen zum alten Lehrkörper in Prozent
	gesamt	vom altem Lehrkörper	neu	gesamt	
Theol.	14	3	1	4	28,6 %
Rechtsw.	15	(1)	--	--	(6,7 %)
Med.	41	5	2	7	17,1 %
Phil.	92	9	12	21	22,8 %
Landw.	--	2	3	5	--
gesamt	162	19	18	37	22,8 %

V. Überlegungen und Vorkehrungen zur leichten Benutzbarkeit des Lexikons

Aus der Perspektive des Benutzers ist ein Nachschlagewerk geplant, das in raschem Zugriff über die Männer und Frauen der Greifswalder Universität im Untersuchungszeitraum informiert, sie anhand längerer bzw. kürzerer bio- und bib-

¹⁵ *Agneta Schönrock*, Zur antifaschistisch-demokratischen Umgestaltung der Universität Greifswald (Mai 1945–Ende 1946), Phil. Diss. Greifswald 1981, Textbd., 141.

liographischer Artikel als Persönlichkeiten mit ihrem wissenschaftlichen Werk vorstellt, also neben dem Lebenslauf, der allerdings nur in seinem äußeren Ablauf an Hand von Daten dargestellt wird, auch das wissenschaftliche Werk einführt, das heißt, zu jedem Artikel gehört eine Bibliographie der Veröffentlichungen des betreffenden Hochschullehrers.

Da das Lexikon die Hochschullehrer in alphabetischer Reihenfolge verzeichnet wird, ist es notwendig, durch entsprechende Übersichten ihre Zuordnung zu Fakultäten und Lehrgebieten zu ermöglichen, so dass ersichtlich wird, welche Ordinarien in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts die Theologie vertraten oder wer im Jahre 1888 in Greifswald Ordinarius für Romanistik war. Geplant sind deshalb Übersichten:

1. geordnet nach Fakultäten, innerhalb derer die Ordinarien in chronologischer Abfolge genannt werden,
2. geordnet nach Lehrgebieten in alphabetischer Reihenfolge (Ästhetik bis Zahnmedizin), innerhalb derer chronologisch die Fachvertreter aufgeführt werden,
3. ein chronologisches Namensverzeichnis aller Greifswalder Rektoren von 1775 an.

Der schnellen Orientierung dienen verschiedene Register, die zudem Querverbindungen ermöglichen, mit denen über den lexikographischen Zuschnitt hinaus wichtige universitäts- und wissenschaftshistorische Akzente gesetzt werden können. Zum einen das Personenregister. Obwohl die Grundordnung alphabetisch nach Namen erfolgt, erscheint ein derartiges Register wichtig

1. für den Nachweis von Fundstellen zu den Untersuchungspersonen,
2. zur Verzeichnung von Persönlichkeiten, die selbst nicht zum Kreis der Greifswalder Lehrkräfte gehören, aber in deren Biographie eine Rolle spielen. Auf diese Weise können die vielfältigen personellen Verknüpfungen (Familienverhältnisse, Beziehungen Lehrer – Schüler, Freundeskreise etc.) aufgedeckt werden.

Zum anderen das Ortsregister, das den räumlichen Aktionsradius der Greifswalder Lehrkräfte während ihrer akademischen Karriere insgesamt erkennen lassen soll und damit die Greifswalder Verflechtung mit der übrigen gelehrten Welt.

VI. Möglichkeiten der Verwendung des Lexikons zu weiterer Forschung

Es folgt nunmehr der zweite Teil dieses Beitrages, in dem die oben angeführten Beispiele zu den Möglichkeiten ausgeführt werden, die das Lexikon zu weiteren Forschungen bietet:

Zu den Möglichkeiten, den Rangplatz einer Universität in ihrer Hochschullandschaft auf der Grundlage von Berufungen einzustufen, und zwar an Hand der Ordinarienberufungen, deren Aussagemöglichkeiten für die Analyse des Prestiges bzw. des Ranges einer Universität ich hier vorstellen will.

Die Quoten von Ordinarienberufungen und deren Abwanderungen am Beispiel der sechs Theologischen Fakultäten von Berlin, Erlangen, Jena, Giessen, Greifswald und Kiel:

Abb. 2: Quote der Ordinarienberufungen der Theologischen Fakultäten¹⁶

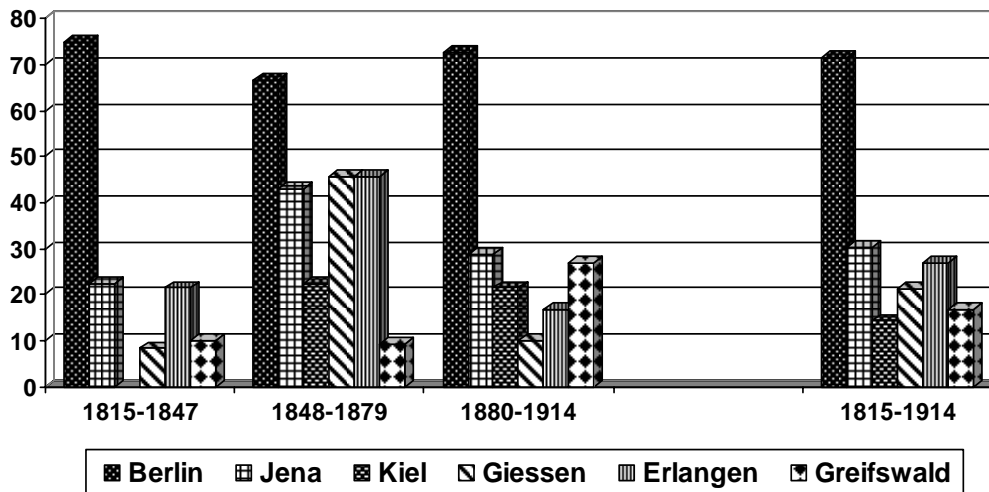
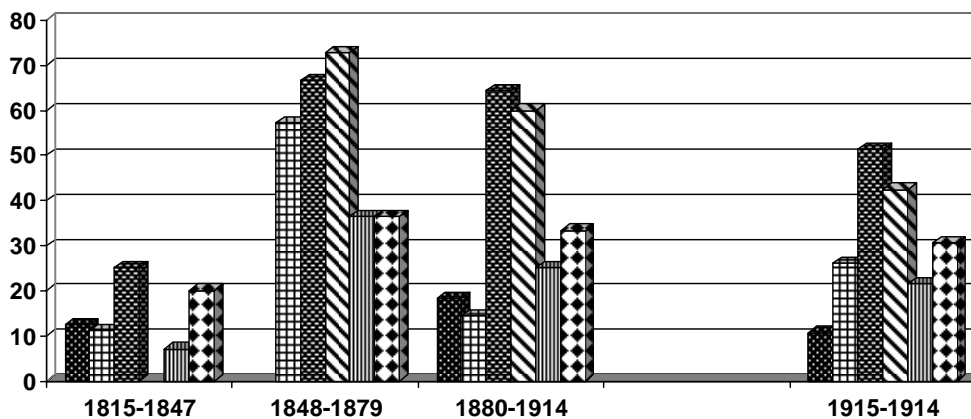


Abb. 3: Abwanderungsquote der Ordinarien der Theologischen Fakultäten (Legende wie Abb. 2)



Als Einstieg in die Prestigeanalyse der Greifswalder Theologischen Fakultät wird dabei auf die Entwicklungen der Studierendenzahlen ebenfalls eingegangen.¹⁷ Diese sind ein wichtiges Indiz für das Ansehen einer Universität und ihre

¹⁶ Diese und die folgenden Graphiken aus Marita Baumgarten, *Berufungswandel und Universitätssystem im 19. Jahrhundert. Die Universität Greifswald*, in: Buchholz, Greifswald (wie Anm. 2), 87-115, hier 111-115.

¹⁷ Hartmut Titze, *Datenhandbuch zur deutschen Bildungsgeschichte. Bd. 1: Hochschulen, 2. Teil: Wachstum und Differenzierung der deutschen Universitäten 1830–1945*. Göttingen 1995, 244ff., bes. 252ff.

Stellung im Universitätssystem. Häufig stimmten der Rang nach der Frequenz und das Renommee überein.

Die Theologische Fakultät (Abb. 2 und 3) in Greifswald lag um das Jahr 1830 nach ihrer Studierendenfrequenz auf Platz 14 unter den 16 Evangelisch-Theologischen Fakultäten im Bereich des Deutschen Bundes und sank in den sechziger Jahren auf die letzte Stelle zurück. Seit den 1870er Jahren belebte sich die Frequenz überdurchschnittlich, so dass die Fakultät in den 1880ern an die sechste Stelle vorrückte und 1896 gar an vierter Stelle lag. Nach der Jahrhundertwende sanken die Studierendenzahlen wieder überproportional ab (Weggang der beiden führenden Theologen Hermann Cremer, Adolf Schlatter). Im Wintersemester 1914/15 belegte die Fakultät Platz zwölf unter den nunmehr 17 Evangelisch-Theologischen Fakultäten.

Nach Einsetzen des Berufungswandels in den 1850er Jahren konnte Greifswald zunächst zwei Theologen aus Kiel gewinnen, das ansonsten bessere Berufungschancen als Greifswald bot. Mit den steigenden Studierendenzahlen seit den 1880er Jahren wurden die Berufungschancen geringfügig besser. Hier gelang Greifswald drei seiner fünf Ordinarienberufungen seit der Jahrhundertmitte. Zunächst berief die Universität von den weniger angesehenen ausländischen Hochschulen in Dorpat und Bern, ferner von der bedeutendsten österreichischen Universität in Wien.¹⁸

Der Alttestamentler Otto Procksch, der in Greifswald von 1909 bis 1925 wirkte, beschreibt den Einstiegscharakter der Universität nach der Jahrhundertwende sehr anschaulich in seiner Selbstbiographie: „es ist bezeichnend, daß zu jener Zeit eine ganze Reihe originaler Theologen, ältere und jüngere, in Greifswald lehrten. Auch für Nachwuchs wurde hier gesorgt; eine verhältnismäßig große Zahl akademischer Theologen haben ihre Laufbahn in Greifswald begonnen. [...] Es waren klare Verhältnisse, in denen man sich wohl fühlen mußte. Die freundliche Stadt, die ihren geistigen Mittelpunkt in der alten Universität hatte, lud zur ruhigen wissenschaftlichen Arbeit ein; die Dinge der großen Welt erschienen von diesem entlegenen Posten aus bis zum Weltkrieg in einiger Ferne.“¹⁹

Unter den Universitäten, die von Greifswald abberiefen, lagen die preußischen deutlich vorn. Acht Abberufungen von Greifswald an andere preußische Universitäten standen nur dreien an nicht-preußische gegenüber. Nimmt man allerdings alle Ordinarienstationen, an denen die Theologen außerhalb von Greifswald lehrten, so war das Verhältnis von preußischen zur nichtpreußischen

¹⁸ Es handelte sich um den Ordinarius für Praktische Theologie, Johannes Wilhelm Kunze. Die Gründe, warum er Wien 1905 nach nur zweijähriger Lehrtätigkeit gegen Greifswald eintauschte, sind nicht bekannt.

¹⁹ *Otto Procksch*, in: Erich Stange (Hrsg.), *Die Religionswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen*. Bd. 2. Leipzig, 1926, 179f. Procksch lehrte Altes Testament in Greifswald von 1909 bis 1925.

Universitäten ausgewogen (elf preußische, acht nichtpreußische und drei ausländische Universitäten). Es ist bemerkenswert, dass ausschließlich die deutlich größeren bzw. großen preußischen Universitäten von Greifswald abberiefen (Breslau, Halle, Göttingen, Berlin). Unter den nichtpreußischen waren es hingegen nur die ebenfalls kleineren in Erlangen, Gießen und Jena.

Darüber hinaus berief die Fakultät aus dem akademischen, vornehmlich preußischen Nachwuchs (sieben von preußischen, zwei von nichtpreußischen Universitäten, einer aus dem Ausland). Relativ hoch war auch hier die Zahl der Hausberufungen von aufgestiegenen Extraordinarien (5) sowie der berufenen Praktiker, die zuvor ein Pfarramt innehatten oder im Predigerseminar tätig waren (5) und vornehmlich den Lehrstuhl für Praktische Theologie vertraten.

Insgesamt lässt sich auf der Grundlage des vorliegenden Materials feststellen, dass sich die Berufungschancen der Greifswalder Theologen im Untersuchungszeitraum kaum verbesserten und dass ihre Zahl auch keineswegs proportional entsprechend mit den seit 1880 rapide steigenden Studierendenzahlen mitwuchs. Greifswald war und blieb eine Anfängeruniversität, die auch – insgesamt gesehen – hinter der zweiten preußischen Einstiegsuniversität Kiel zurückblieb.

Ein weiteres Indiz für die Rangordnung der Universitäten war das steile Gehaltsgefälle: Unter den deutschen Universitäten belegte die Universität Greifswald den 19. Platz vor Rostock. Der zweiten preußischen Einstiegsuniversität Kiel war sie eindeutig unterlegen. Diese Position entsprach offenbar auch der preußischen Einschätzung im Hinblick auf die Gehälter der Professoren, wobei zu fragen ist, welcher der beiden Tatbestände den anderen nach sich zog. In Preußen zahlte man in den Jahren 1909/10, 1910/11, 1911/12 in der Philosophischen Fakultät in Berlin die höchsten Gehälter (3.200 bis 15.000 Mark), deren Obergrenze nicht nur die der anderen preußischen Philosophischen Fakultäten, sondern auch die der Berliner Theologen (9.800 Mark), Juristen (9.600 Mark) und Mediziner (9.400 Mark) übertraf. Es folgten Göttingen mit 4.200 bis 10.500 Mark, Bonn mit 5.200 bis 10.340 Mark, Halle mit 4.200 bis 9.000 Mark, Breslau mit 4.200 bis 7.800 Mark, Königsberg mit 4.200 bis 7.200 Mark, Marburg mit 4.200 bis 6.600/7.800 Mark sowie die beiden kleinen Universitäten in Kiel mit 4.200 bis 7.200 Mark und Greifswald mit 2.600 bis 6.600 Mark. Danach stimmte die Abfolge nach Gehältern mit der Rangfolgeordnung der Universitäten überein.²⁰

²⁰ Zur Datenbasis vgl. *Christian Jansen*, Vom Gelehrten zum Beamten. Karriereverläufe und soziale Lage der Heidelberger Hochschullehrer 1914-1933, Heidelberg 1992, 68, Tab. 28. Vgl. auch *ders.*, Die soziale Lage der Hochschullehrerschaft im Kaiserreich und in der Weimarer Republik im Vergleich, in: *Buchholz*, Greifswald (wie Anm. 2), bes. 186.

VI. Auswertungsmöglichkeiten des Lexikons

a) Entlassungen an deutschen Universitäten in den 1930er Jahren

Ich komme zum zweiten Beispiel, dem Individualbeispiel, das allerdings auch eingebettet ist in einen gewissen strukturellen Zusammenhang:

Von den Entlassungen an deutschen Universitäten waren laut den Unterlagen des „Academic Assistance Council“ in London 313 ordentliche, 109 außerordentliche, 284 nicht beamtete außerordentliche und 75 Honorarprofessoren betroffen, des Weiteren 322 Privatdozenten, 42 Lektoren und ähnliche, also insgesamt 1.145 Personen.²¹ Die meisten Entlassungen erfolgten an den Universitäten in Berlin, Frankfurt am Main, Heidelberg, Breslau, Göttingen, Freiburg, Hamburg und Köln. Diese Universitäten galten als relativ liberal und hatten sich vor 1933 gegenüber jüdischen, liberalen und marxistischen Hochschullehrern geöffnet. Berlin und Frankfurt verloren über 32 %, Heidelberg 24 %, Breslau 22 %, Göttingen, Hamburg, und Köln zwischen 18 und 20 % ihrer Hochschullehrer. Die Handelshochschule Mannheim verlor von 68 Lehrenden sogar 29, unter ihnen 13 jüdischer Herkunft. Die Lehrkörper der Universitäten Rostock (4 %), Tübingen (1,6 %) und München waren im Verhältnis dazu weit weniger von Entlassungen bedroht, da sie als überwiegend deutschnationale Hochburgen schon vorher den angeführten Personengruppen verschlossen waren.²²

Etwa ein Drittel aller Entlassungen erfolgte aus Gründen, die auf die jüdische Herkunft oder den jüdischen Glauben der Hochschullehrer zurückgingen, etwa 56 % entweder aus diesen oder politischen Gründen, und etwa 6,5 % wurden durch die politischen Entwicklungen zum Verlassen der Universitäten gezwungen.²³ Diese Zahlen sagen allerdings nicht aus, wie viele Hochschullehrer

²¹ Vgl. *Edward Y. Hartshorne*, *The German Universities and National Socialism*, Cambridge 1937, 92f.

²² Vgl. *Karl Dietrich Bracher/Wolfgang Sauer/Gerhard Schulz*, *Die nationalsozialistische Machtergreifung. Studien zur Errichtung des totalitären Herrschaftssystems in Deutschland 1933/34*. Frankfurt am Main 1973, 321; *Wolfgang Benz/Hermann Graml/Hermann Weiß* (Hrsg.), *Enzyklopädie des Nationalsozialismus*. 2000, 39-61, hier 138f.; *Wolfgang Schlicker/Josef Glaser*, *Tendenzen und Konsequenzen faschistischer Wissenschaftspolitik nach dem 30. Januar 1933*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*. 10, 1983, 881-895, hier 889f.

²³ Vgl. ebenda. Eine umfassende Untersuchung aller Hochschullehrer, die aufgrund des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums entlassen wurden, erfolgte 1994 durch Sybille Gerstengarbe. Sie hatte die Liste für das Auswärtige Amt, die vom Ministerium aufgrund der Entlassungen zusammengestellt wurde, ausgewertet. Allerdings betont sie die Unvollständigkeit der Listen. Z. B. sind weder solche Hochschullehrer enthalten, die durch die bevorstehende Entlassung in den Selbstmord getrieben wurden, noch solche, die auf eigenen Antrag ausschieden. Vgl. *Sybille Gerstengabe*, *Die erste Entlassungswelle aufgrund des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7.4.1933*, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 17, 1994, 17-39.

auch Restriktionen anderer Art ausgesetzt waren. Da im Vergleich zu diesen die Entlassungen immer größeres Interesse hervorgerufen haben, existiert bisher kein Gesamtüberblick.

Die meisten Schikanierungen und Repressalien gegen Greifswalder Hochschullehrer erfolgten aufgrund der Zuschreibung „Jude“, die nicht als Konfessionszugehörigkeit, sondern in der für den deutschen Radikationalismus charakteristischen Wahnhaftigkeit als „Rasse“ gedeutet und wohl auch tatsächlich von sehr vielen Menschen so wahrgenommen wurde, teilweise bis heute. Wenn hier eine Glaubensgemeinschaft als vermeintliche Abstammungsgemeinschaft gedeutet wurde, so wurde beziehungsweise wird bis heute diese Art von Fehlwahrnehmung vom Nationalismus vorgegeben, indem Sprach- und Kulturgemeinschaften wie auch rein administrativ konstituierte Gemeinschaften als Abstammungsgemeinschaften missdeutet werden. Insofern erweist sich der Nationalsozialismus auch in dieser Hinsicht als die radikale Variante des deutschen Nationalismus. Dieser sollte allerdings, neben Millionen anderen, dem Greifswalder Nervenarzt und Hochschullehrer Edmund Forster das Leben kosten. In der zahlenmäßig sehr kleinen Gruppe der Greifswalder Ordinarien waren es auch immer noch 14 Personen, die nach dem bisherigen Untersuchungsstand mit Hilfe der Zuschreibung „Jude“ Repressalien bis hin zu Entlassungen erdulden mussten.²⁴

b) der „Fall Forster“

Fünf Greifswalder Hochschullehrer wurden aus politischen Gründen verfolgt. Fünf weitere Professoren wurden auf Grund von Denunziationen aus der Studenten- oder der Hochschullehrerschaft drangsaliert, benachteiligt oder entlassen. Unter diesen letzteren befand sich auch Edmund Forster. Dieser hatte im Oktober und November 1918 den Gefreiten Hitler im Hilfslazarett Pasewalk psychiatrisch behandelt und diesen als „psychopathischen Hysteriker“ diagnostiziert. Allerdings muss dahingestellt bleiben, ob Forster damit zum Ausdruck brachte, dass Hitlers Erblindung auf Hysterie und nicht auf eine Giftgasgranate zurückzuführen sei, wie kürzlich Horstmann in einer neuerlichen Untersuchung annimmt, aber nicht wirklich beweisen kann.²⁵ Das Vorgehen der Universität und der staatlichen Behörden ist in seiner Rücksichtslosigkeit und Willkür für

²⁴ Zu nennen sind hier: Ernst Bernheim, Werner Caskel, Fritz Curschmann, Paul von Gara, Günther Jacoby, Josef Juncker, Heinrich Lauber, Julius Lippmann, Alfred Lublin, Paul Merkel, Friedrich Pels Leusden, Hans Pichler, Wilhelm Steinhausen und Hans Traub. Mit Ausnahme Traubs, Bernheims und Leusdens sind die Genannten im bereits veröffentlichten dritten Band des Lexikons erfasst. Vgl. Anm 3.

²⁵ *Bernhard Horstmann*, Hitler in Pasewalk. Die Hypnose und ihre Folgen. Düsseldorf 2004, passim, bes. 114ff.

diese Epoche repräsentativ, und zwar sowohl was die Vertreter der Universität als auch die beteiligten Beamten der preußischen Kultusbürokratie betrifft.

Im Hintergrund der Vorgehensweise, die letztlich mit dem Selbstmord Edmund Forsters endete, könnte die Begegnung Forsters mit Hitler in Pasewalk eine Rolle gespielt haben. Forster war der Psychiater im Range eines Marine-Stabsarztes gewesen, der Hitler in Pasewalk behandelt hatte. Er hatte Hitler durch Hypnose geheilt, wusste dadurch möglicherweise aber auch, dass Hitler nicht wirklich durch Senfgas erblindet war, sondern dass dessen Erblindung hysterisch bedingt war. Die Krankenakte ist verschwunden. Schleicher hatte sie während seiner Reichskanzlerschaft kommen lassen, vermutlich um sie gegen seinen politischen Gegner Hitler zu verwenden. Nach der Erschießung Schleichers im zeitnahen Zusammenhang mit der Ermordung der SA-Führung um Röhm verschwand die Akte endgültig. Zumindest konnte sie bis heute nicht wieder aufgefunden werden.

Allerdings soll Forster über persönliche Aufzeichnungen verfügt haben, die er nach Paris in Sicherheit gebracht haben soll. Forsters relativ häufige Autofahrten nach Paris waren Greifswalder Stadtgespräch.

Forster wurde am 30. April 1925 auf den Greifswalder Lehrstuhl für Psychiatrie berufen und zum Direktor der Greifswalder Nervenklinik ernannt.

Einerseits kann ein direkter Zusammenhang zwischen dem Vorgehen gegen Forster und der psychiatrischen Behandlung Hitlers in Pasewalk im Herbst 1918 nicht eindeutig nachgewiesen werden. Andererseits fällt es schwer zu glauben, dass das eine nichts mit dem anderen zu tun hat. Bernhard Horstmann, der den Fall „Hitler in Pasewalk“ untersucht hat, versucht, diesen Zusammenhang mit den folgenden Worten plausibel zu machen:

„Selbstverständlich war es unmöglich, einen ordnungsgemäß berufenen und ohne fachliche Beanstandungen an einer Hochschule tätigen Lehrstuhlinhaber mit der Begründung aus dem Amt zu drängen, er habe vor 15 Jahren den Führer und Reichskanzler als Psychopathen und Hysteriker diagnostiziert. Bei einem solchen Vorgehen wäre genau das bekannt gemacht worden, was man verdeckt halten wollte.“²⁶

Allerdings ist in Rechnung zu stellen, dass Forster seinen Kollegen an der Medizinischen Fakultät als vorurteilslos in rassistischen Fragen aufgefallen war. Dies bewerteten sie durchaus negativ. Als Forster im Jahre 1929 seinen Assis-

²⁶ Ebenda, 166. Hitler ließ überall, wo seine Macht hinreichte, die Spuren seines früheren Lebens tilgen, da diese dem offiziell verbreiteten Bild des so genannten „Führers“ widersprachen. So suchten etwa noch am Tage des deutschen Einmarsches in Österreich Gestapo-Beamte den Apotheker Kreisler in Wien auf und forderten die Zeichnungen zurück, die Hitler zu Werbezwecken für dessen Fußpuder angefertigt und die August Kubizek auf seine eigene und Hitlers Rechnung an diesen verkauft hatte. Um wie viel mehr musste Hitler daran gelegen sein, alle Spuren seines hysterischen Anfalls zu verwischen, wenn es sich denn tatsächlich um einen solchen gehandelt hatte.

tenten Zador zur Habilitation zulassen wollte, wurde dies mit dem Hinweis auf Zadors jüdische Herkunft sowie auf die Notwendigkeit, die Universität „vor rassischer Überfremdung zu schützen“, rigoros abgelehnt. Als Forster im Jahre 1933 selbst Dekan wurde, unternahm er einen zweiten Versuch, Zador zu habilitieren. Die Fakultätskollegen lehnten dies wiederum ab mit dem Hinweis, „daß die Fakultät [...] gegen die Habilitation von Ärzten mit überwiegend jüdischer Abstammung [sic!] an der Psychiatrischen und Nervenkl. ist.“

Dabei wurde die Frage, wie eine solche „Abstammung“ nachzuweisen sei, nicht diskutiert, geschweige denn der Nachweis erbracht.

Kurze Zeit später, im August 1933 erfolgte die Denunziation durch den Studenten Eugen Oklitz, der Mitglied der NSDAP war. Oklitzens Vater war Quästor der Universität, also Leiter der Finanzabteilung. Oklitzens Schwester hatte bis Juni 1933 als Wissenschaftliche Kraft unter Forster an der Psychiatrischen Klinik gearbeitet und war dann entlassen worden. Die Denunziation begann wie folgt:

„Der Direktor der Nervenkl. in Greifswald, Professor Forster, ist geistig stark verjudet, selbstverständlich, wie jeder weiß, betont stark antinationalsozialistisch und versucht auch jetzt noch immer, die nationale Regierung lächerlich zu machen [...]. Es wirkt allgemein empörend, daß diese marxistische Systemgröße, die damals, auf eine mehr als merkwürdig zu bezeichnende Art, das Ordinariat an der Nervenkl. in Greifswald erhielt, noch immer nicht verschwunden ist und [...] weiter in seiner sexualistisch verseuchten Klinik das Zepter führt [...].“²⁷

In diesem Stil erging sich Oklitz über Seiten hinweg. Der preußische Ministerialrat Schnoering vom Kultusministerium, der mit dieser Sache befasst wurde, fand derartige Äußerungen „zuverlässig“.

Dagegen hielt der Kurator der Universität Aussagen von Mitarbeitern Forsters, die Oklitz hätte mit Drohungen gegen Forster ihre Wiedereinstellung gefordert, für nicht glaubwürdig, obwohl er gleichzeitig Informationen über weitere Machenschaften der Oklitz bekam. Angesichts dieser weiteren Verwicklungen lässt sich das Verhalten des Kurators nach dem Urteil des Medizinhistorikers Jan Armbruster „nicht nur als Mangel an Initiative, sondern schon als Versuch der Vertuschung bewerten.“²⁸ Hier wurde die Willkür deutlich, mit der die Vertreter des Kuratoriums der Universität vorgehen, zumal wenn man bedenkt, wie ernst etwa die Denunziation des Eugen Oklitz genommen wurde und welche widersprüchliche Aussagen ausreichten, um diesen seines Amtes zu entheben. Nach dem Selbstmord Forsters am 11. September 1933 war keine vollständige Aufklärung des Falles mehr zu erwarten.

²⁷ UAG, PA 486, Bd. 1, Bl. 68, vgl. *Armbruster*, Forster (wie Anm. 1), 53f.

²⁸ Ebenda, 66f.

VII. Zusammenfassung und Schluss

Das Lexikon kann auf vielfältige Weise in der Forschung genutzt werden. Hier konnten nur einige wenige exemplarisch vorgestellt werden. Zukünftig werden sicherlich Wissenschaftler eigene, auf ihr jeweiliges Vorhaben bezogene Verwendungs- und Auswertungsmöglichkeiten selbständig entwickeln. Es sind vorrangig Daten und Fakten, biographische und bibliographische Angaben, die hier möglichst frei von Wertungen und Urteilen zur Verfügung gestellt werden. So ist insgesamt das Feld der Verwendungsmöglichkeiten nicht fest eingrenzbar und kann beliebig in alle möglichen Richtungen erweitert werden. Innovative Fragestellungen werden auch hier zur Erschließung neuer Anwendungsmöglichkeiten führen. Nicht nur Historiker werden dieses Lexikon mit Gewinn benutzen können, sondern auch Wissenschaftler aller der Fächer und Spezialgebiete, die von den hier erfassten Hochschullehrern repräsentiert werden, denn über den Namen sind die wissenschaftlichen Veröffentlichungen unmittelbar erfassbar und zugänglich.

Was den Stand der Arbeiten am Lexikon betrifft, so wurden bisher zwei der vier Bände fertig gestellt. Die Arbeiten schritten schneller voran, als in dem bei der Antragstellung auf Fördermittel vorgelegten Arbeitsplan. Dennoch wurden bereits zugesagte Mittel aus nicht nachvollziehbaren Gründen nicht zur Verfügung gestellt. Aus heutiger Sicht wird es daher bei der Veröffentlichung von zwei Bänden bleiben müssen. Diese decken insgesamt den Zeitraum von 1907 bis 1949 ab. Von diesen beiden Bänden wurde der erste zum 550jährigen Jubiläum der Universität Greifswald herausgegeben.²⁹

²⁹ *Buchholz*, Lexikon (wie Anm. 3). Meinrad Welker hat hervorragenden Arbeitseinsatz mit mustergültiger Akribie verbunden und einen Band erarbeitet, dem die Rezensenten das verdiente Lob nicht vorenthalten haben. Der von ihm bearbeitete Band enthält eine außerordentliche Fülle – schätzungsweise 40.000 – bisher nicht zugänglicher Daten der unterschiedlichsten Provenienzen über die Greifswalder Hochschullehrer in dem Berichtszeitraum dieses Bandes.

Niklot Klüßendorf

Der Historiker Heinz Maybaum (1896-1955) **Ein Leben mit Prägespuren von fünf politischen Systemen**

Von Ende 1934 bis zum Frühjahr 1945 lehrte Heinz Maybaum in Rostock Geschichte des Mittelalters. In dieser Zeit, zumal im Zweiten Weltkrieg (1939–1945), konnte er nur wenige Spuren hinterlassen. Wenn wir die politischen Systeme, welche die Vita des Rostocker Ordinarius bestimmten, Revue passieren lassen, sind es fünf: das Kaiserreich, die Weimarer Republik, das Dritte Reich, sodann die zwei sich aus den jeweiligen Besatzungsregimes entwickelnden Nachkriegsrepubliken. Die Polarität von Brüchen und Kontinuitäten auf fast allen Gebieten, namentlich in Politik und Gesellschaft, war es, die Maybaums Leben stark prägte.¹ In diesem biographischen Typ ist Maybaum herausgehoben, weil er den Aufstieg vom extern habilitierten Museumskustos zum Universitätsprofessor der NSDAP verdankte.² Mit der gegen starke Konkurrenz und respektablen Widerstand aus der Philosophischen Fakultät durchgesetzten Berufung ihres Parteigenossen auf den Lehrstuhl für Mittlere Geschichte suchte die NSDAP ihren Einfluss auf die Universität zu stärken. Über diese Phase hinaus verdienen Vorgeschichte und Nachspiel einen Blick – neben und über die Systeme hinaus.

Als Sohn von Dr. phil. Johannes Maybaum (1864-1932), Landessschulrat, später Ministerialrat im Ministerium für Unterricht in Schwerin und Gymnasialprofessor, und seiner Frau Elisabeth geb. Engel (1865-1946) entstammt Heinz Maybaum einer bürgerlichen Familie, in der gern der Lehrerberuf gewählt wurde. Er wurde am 19. Februar 1896 in Doberan geboren. Nach der Schulzeit in Doberan und Schwerin sowie dem Abitur am Gymnasium Fridericianum zu

¹ Hauptquellen: UAR, PA H. Maybaum (fortgeführt aus der Hamburger Zeit); Album Professorum 1894-1989, Nr. 186; Phil. Fak., Nr. 100; LHAS, Ministerium für Unterricht I, Nr. 1275, 1278-1280. Im Hinblick auf die folgende, Details belegende und ausführende Studie sind hier Belege und Literaturhinweise stark reduziert: *Niklot Klüßendorf*, Landesgeschichte oder Mittelalter? Heinz Maybaum als Professor an der Universität Rostock (1935–1945), in: Mecklenburgische Jahrbücher 121, 2006, 209-240. Danach erschien: *Michael Buddrus/Sigrid Fritzlar*, Die Professoren der Universität Rostock im Dritten Reich. Ein biographisches Lexikon. Im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte. München 2007, 270-273. Trotz ähnlicher Ergebnisse, bei meist auf Monatsangaben reduzierten Daten, überrascht, dass bei den Quellen die Entnazifizierungsakte nicht erfasst ist und keinerlei Schrifttum nachgewiesen ist – nicht einmal die Dissertationen der sechziger Jahre, mit denen an der Universität Rostock die Aufarbeitung dieses Themenkreises einsetzte.

² *Hans Beyer*, Heinz Maybaum †, in: Historische Zeitschrift 181, 1956, 485f.; *Gudrun Mieke*, Zur Rolle der Universität Rostock in der Zeit des Faschismus in den Jahren 1935-1945. Diss. phil. Rostock 1968, 128-153, Geschichte der Universität Rostock 1419-1969, hrsg. von Günter Heidorn/Gerhard Heitz u. a., Rostock 1969. Bd. 1, 255, 284f., 293f., Bd. 2, 316f., *Doctrina multiplex – veritas una. 575 Jahre Universität Rostock*. Rostock 1994, 121.

Schwerin nahm Maybaum im Sommersemester 1914 in Tübingen das Studium von Deutsch und Geschichte auf. 1914 trat er als Kriegsfreiwilliger in das Mecklenburgische Feldartillerie-Regiment 60 in Schwerin ein. Als Leutnant der Reserve geriet der hochdekorierte Offizier, nun im Feldartillerie-Regiment 259, am 15. August 1918 in französische Gefangenschaft, aus der er nach 1½ Jahren frei kam. Durch Gelenkrheumatismus schwerkriegsbeschädigt, wurde er am 31. März 1920 durch die Reichswehr entlassen. Erziehung und die Erfahrungen aus 5½ Jahren Krieg und Gefangenschaft ließen Maybaum national denken. So gehörte er in der Weimarer Republik zwei rechtskonservativen Vereinigungen an, dem „Nationalverband deutscher Offiziere“ und dem „Verband nationalgesinnter Soldaten“.

Maybaum setzte vom Sommersemester 1920 bis zum Wintersemester 1923/24 das Studium in Rostock fort, unterbrochen durch das Sommersemester 1921 in München. Schnell fand er in Prof. Dr. Hans Spangenberg (1868-1936) seinen Doktorvater. Mit diesem verband ihn über das Lehrer-Schüler-Verhältnis hinaus die Kameradschaft kriegserfahrener Offiziere, denn Spangenberg hatte ein Bataillon kommandiert. Zum Ende des Studiums übernahm Maybaum eine Preisaufgabe der Philosophischen Fakultät. Am 15. März 1924 wurde er aufgrund dieser Schrift über „Die Entstehung der Gutsherrschaft im nordwestlichen Mecklenburg“ zum Dr. phil. promoviert. Darin legte er einen exemplarischen Querschnitt zur Agrarverfassung vor – von der Kolonisation im 12. Jahrhundert bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges (1618-1648).³ Das in hochrangiger Reihe erschienene Buch wurde mit großem Lob aufgenommen. Seine Akzeptanz ist von zeitgenössischen Besprechungen bis in moderne Handbücher und Lexika zu verfolgen. Nach der Wissenschaftlichen Prüfung für das höhere Lehramt wurde Maybaum am 24. November 1924 Studienreferendar an der Großen Stadtschule zu Rostock. Der Pädagogischen Prüfung in Deutsch, Geschichte und Staatsbürgerkunde am 22. März 1926 folgte am 12. Februar 1927 die Ernennung zum Studienrat. In diese Zeit fällt die Familiengründung. Maybaum ehelichte 1926 die Althistorikerin Dr. Hedwig Seidenschnur (geb. 1899), die im folgenden Jahr im Kindbett starb. 1930 heiratete er die Kindergärtnerin Erna Fries (1904-1989) aus Flensburg.

Neigung zur Wissenschaft bewog Maybaum zum Ausstieg aus dem Schuldienst und zum Abschied von Rostock. Als 1926 durch die Berufung von Dr. Wilhelm Jesse (1887-1971) nach Braunschweig dessen Stelle im Münzkabinett des Museums für Hamburgische Geschichte, einer wissenschaftlichen Anstalt mit Freiheit zur Grundlagenforschung, frei wurde, wurde Maybaum zum 1. April 1927 dort Kustos. Maybaum hatte in den Semesterferien Materialkenntnis im Museum Schwerin erworben, dessen Münzkabinett sein Vater nebenamtlich be-

³ *Heinz Maybaum*, Die Entstehung der Gutsherrschaft im nordwestlichen Mecklenburg: Amt Gadebusch und Amt Grevesmühlen. Stuttgart 1926.

treute. Der Museumsdirektor, Prof. Dr. Otto Lauffer (1874-1949), hatte, wie der Mecklenburger Jesse, gute Verbindungen nach Schwerin und verkehrte mit den Maybaums. Das Faible seines Vaters für Münzen erfasste Maybaum nicht. Er arbeitete in der Verwaltung der Bestände, ohne deren Potential zur Forschung zu nutzen. Auch den späteren Arbeiten fehlen numismatische Akzente. Sein Beitrag über „Münzpfennige“ als Abgabe zur Ablösung des Münzregals⁴ gehört mehr in die Verfassungsgeschichte als in die Museumsnumismatik. Als Vertreter der Numismatik kann Maybaum trotz seiner Position an einem herausragenden Standort für dieses Fach kaum gelten. Seine wissenschaftliche Handschrift war eine andere.

Maybaum verfolgte im Museum sein eigentliches Ziel, den Erwerb der *Venia Legendi* und die akademische Karriere. Am 3. Februar 1934 habilitierte er sich an der Universität Hamburg mit einer Arbeit über „Kirchgründung und Kirchenpatronat in der Kirchenprovinz Hamburg-Bremen während des Mittelalters“.⁵ Das Thema steht im Zusammenhang der frühen Ostkolonisation im Norden und führte, bei größerem Bearbeitungsraum, die Dissertation nach der kirchenrechtlichen Seite weiter. Hauptergebnis war, dass die kirchliche Organisation in den in Frage kommenden Räumen der von deutschen Landesherren geleiteten Einwanderung folgte und dass slawische Grundherren kaum Anteil hieran hatten. In Hamburg war dies das letzte Verfahren für Mittlere und Neuere Geschichte vor der den Zugang zum akademischen Lehramt filternden Reichshabilitationsordnung vom 13. Dezember 1934.⁶ Maybaums politische Einstellung gehörte noch nicht in das Verfahren, doch wurden später entsprechende Referenzen aus Rostock eingeholt. Die Probevorlesung behandelte „Geschichte der deutschen Landwirtschaft im Mittelalter“.⁷ Der Privatdozent kündigte vom Sommersemester 1934 bis zum Sommersemester 1936 regelmäßig Veranstaltungen an, zunächst zur Ostkolonisation und zur Geschichte des Bauerntums, seit dem Sommersemester 1935 allgemeine Themen wie den Kampf zwischen Kaiser- und Papsttum oder den Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. Inwieweit die Veranstaltungen zustande kamen bzw. seit dem Wintersemester 1934/35 wegen der Lehrstuhlvertretung in Rostock entfielen, ist nicht mehr fest-

⁴ *Ders.*, Die Münzpfennige, eine mittelalterliche Abgabe, in: 1904-1929. Festgabe zur Feier des 25jährigen Bestehens des Vereins der Münzenfreunde in Hamburg. Hamburg 1930, 14-26.

⁵ Titelversion der Druckfassung, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Kanonistische Abteilung 25, 1936, 355-475.

⁶ *Peter Borowsky*, Geschichtswissenschaft an der Hamburger Universität 1933 bis 1945, in: Eckart Krause/Ludwig Huber/Holger Fischer (Hrsg.), Hochschulalltag im „Dritten Reich“. Die Hamburger Universität 1933-1945. Bd. 3, Teil 2. Hamburg 1991, 537-588, bes. 570, *Helmut Heiber*, Universität unterm Hakenkreuz. Teil 1. München 1995, 395.

⁷ *Heinz Maybaum*, Beiträge zur Geschichte der germanisch-deutschen Landwirtschaft, in: Zeitschrift für Volkskunde. Neue Folge, 6, 1934 [erschienen: 1936], 169-178.

zustellen. Maybaum hatte seinen Karrierewunsch kaum durch Aufsätze vorbereitet, und da die Habilitationsschrift noch ungedruckt war, galt er als eher unbeschriebenes Blatt. Als extern Habilitiertem fehlten ihm Verbindungen zu den Kreisen, die über Berufungen zu kommunizieren pflegen. Seine Konkurrenten verfügten indessen über lange Publikationslisten, mehrjährige Lehrpraxis und Auslandserfahrung. Auf rasche Berufung war der Privatdozent aber nicht angewiesen, da er Beamter in gesicherter Existenz war. Seine Museumsplanstelle behielt er vorerst.

In Hamburg begann Maybaums Engagement für die NSDAP. Aus nationaler Haltung heraus stellte er – nach eigenen Angaben – am 2. November 1932 Antrag auf Aufnahme in die Partei, in der er im März 1933 Blockleiter, im Sommer Stützpunktleiter wurde. Die NSDAP-Mitgliedschaft ist aber mit Nr. 1.578.469 erst zum 1. April 1933 erwiesen: ein Datum von „Märzgefallenen“, die nach der Reichstagswahl massenhaft eintraten. Maybaum wurde noch in weiteren NS-Organisationen tätig, so als Vorsitzender eines Ehrenhofs der NSKOV (Kriegsopferversorgung), in der NSV (Volkswohlfahrt) und, in berufstypischer Kombination, im NS-Dozentenbund und im NS-Altherrenbund. 1934 wurde er als „Politischer Leiter“, so die Formulierung im Antrag der Partei an das Museum, zur Teilnahme am Reichsparteitag freigestellt. Diese Verbindung nutzte Maybaum als Nebengleis zum Weiterkommen. Unter Hinweis auf seine Parteizugehörigkeit schrieb er am 1. September 1934 dem Gauleiter, Reichsstatthalter Friedrich Hildebrandt (1898-1948), und bekundete Interesse am freiwerdenden Lehrstuhl für Mittlere Geschichte seines Doktorvaters Spangenberg. Prof. Dr. Otto Burmeister (geb. 1878) von der Mecklenburg-Schwerinschen Hochschule für Lehrerbildung, in der NSDAP Gaukulturwart und Gaureferent für Lehrerbildung und mit Vater Maybaum bekannt, hatte dem Kontakt vorgearbeitet. Binnen einer Woche folgte über das Ministerium für Unterricht in Schwerin Hildebrandts Intervention in Rostock zugunsten von Maybaum.

Das Verfahren in Rostock zog sich sehr lange hin, weil Wissenschaft und Politik ungewöhnlich intensiv aufeinander prallten.⁸ Es wurden zwei Berufungslisten erstellt, eine Viererliste vom 30. Juli 1934 mit Paul Kirn (1890-1965), Leipzig, dem Lehrstuhlvertreter Walther Kienast (1896-1985), Berlin, sowie Martin Lintzel (1901-1955), Halle. Es folgte eine Viererliste vom 16. Juli 1935 mit Kienast, Erich Maschke (1900-1982), Königsberg, Gerd Tellenbach (1903-1999) sowie Maybaum. Kirn stand 1935 nicht mehr zur Verfügung, da er nach Frankfurt am Main berufen war. Bereits die erste Liste führte zum Konflikt. Der extrem streitbare Spangenberg fühlte sich von der Kommission, der er selbst angehörte, übergangen. Er reagierte mit Sondervoten beim Ministerium zugunsten

⁸ Das Verfahren kann hier nur mit markanten Beispielen der Argumentationsmuster zusammengefasst werden. Für eine ausführliche Darstellung vgl. *Miehe*, Faschismus (wie Anm. 2), *Klüßendorf*, Maybaum (wie Anm. 1) sowie *Buddrus/Fritlzar*, Professoren (wie Anm. 1).

von Maybaum, die u. a. dessen Affinität zu Mecklenburg und seine Pflichterfüllung im Krieg herausstellten. Parallel lief die Einmischung der NSDAP, für die Rostocks Oberbürgermeister Walter Volgmann (1893–1945) Verbindung zum Reichsstatthalter hielt. Von unten baute der NS-Studentenbund (NSDStB) Druck auf, der, bei gutem Draht zu Maybaum, fast alle Stellen von Staat und Partei bemühte. Er argumentierte für den „Kameraden und Führer“ damit, es stünden kaum bewährte Nationalsozialisten für einen solchen Lehrstuhl zur Verfügung. Am 22. Mai 1935 folgte ein Protest gegen die „gewollte Hintansetzung eines alten Parteigenossen und Frontkämpfers“.

Die Fakultät regte am 6. Oktober 1934 beim Ministerium an, eine Professur für Mecklenburgische Landesgeschichte (mitsamt der Geschichte des Bauerntums und des deutschen Ostens) für Maybaum einzurichten. Mit diesem Vorschlag hob sie auf dessen spezielles Potential ab, betonte aber, das gesamte Mittelalter sei zu umfangreich, als dass dieser es mit dem bisher Geleisteten bestreiten könne. Seine Forschungen seien regional zu begrenzt – ein Argument, das NS-Angriffe auf die Mitbewerber und ihren Ausweis auf Gebieten wie der Geschichte Frankreichs auslöste. Die Sache blieb erfolglos, weil die Berliner Ministerialinstanzen die Mitfinanzierung einer zusätzlichen Professur ablehnten.

Maybaum hatte allenfalls bei vorausschauender Beurteilung Chancen, kaum im direkten Vergleich mit vorzüglich ausgewiesener Konkurrenz. Als die Fakultät 24 auswärtige Gelehrte um Nennung von Kandidaten bat, wurde Maybaum in 17 Antworten nur fünfmal erwähnt. Nur Prof. Dr. Günther Franz (1902-1992), Heidelberg, setzte ihn an erste Stelle. Der für die Bauernforschung bekannte, gerade selbst berufene Historiker hatte gleichzeitig mit Maybaum in Rostock vertreten und lag politisch auf dessen Linie. Maybaums Lehrprofil wurde nun in der Kommission angegriffen, die Kompetenz für Landesgeschichte an den Rand gedrängt. Dies war unmittelbare Reaktion auf den politischen Druck. Scharf wehrten sich Dekane und Kommission gegen unsachliche, teils bornierte Eingriffe in die Wahrnehmung ihrer Pflichten. Sie argumentierten gegen Maybaum sogar damit, dass dieser den Parteieintritt im Personalfragebogen um fünf Monate vordatiert habe. Seine Qualität als Nationalsozialist sei eher außerberuflich und müsse erst in wissenschaftlichen Publikationen erwiesen werden.

Seit 1934 wusste jeder, wer Wunschkandidat von Partei und Ministerium war. Die Berufung wurde so zur Machtfrage. Vieles stand nur zwischen den Zeilen: Zwänge, die über informelle Übermittlung politischen Willens hinausgingen, sind nicht konkret zu belegen. Die Betonung klassischer Berufungskriterien durch die Fakultät aber wurde zur achtbaren Demonstration der Wissenschaft. Hierbei schoss man sich, die enge Bindung von Person und Sache nutzend, auf die mecklenburgische Landesgeschichte ein. Professuren für historische Teilfächer waren an kleinen Universitäten neben den allgemeinen Lehrstühlen für die Epochen noch üblich. Bei allem Zweifel, den man an Maybaums Allgemein-kompetenz aufbaute, und bei aller Mannhaftigkeit des Widerstands gegen die

Parteivorgaben ging man nicht so weit, ihn zu streichen. Die Kommission reihte die Kandidaten ohne Rangfolge alphabetisch und ließ die Beurteilungen für sich sprechen. Trotz des Listenplatzes wurde Maybaum inhaltlich herabgestuft. So wertete der Dekan, der Mathematiker Prof. Dr. Robert Furch (1894-1967), die thematische Nähe von Dissertation und Habilitationsschrift als Enge des Spektrums. Er betonte die Gefahr, die Universität könne durch „einseitig landschaftliche Prägung“ des mittelalterlichen Lehrstuhls gegenüber Hamburg, Kiel und Greifswald die Konkurrenzfähigkeit verlieren. Herkömmliche Merkmale der Beurteilung aber wurden ausgehebelt, als Auskünfte der NS-Dozenten- bzw. Studentenorganisationen an den Hochschulorten von Maybaums Konkurrenten diesen etwa Verbindungen zu jüdischen Professoren oder Enge individualistischen Denkens trotz NSDAP-Mitgliedschaft unterstellten.

Eher auf „Sparflamme“ tat die Fakultät mit Maybaums Listenplatz dem politischen Wunsch Genüge. Sie leistete auf listige Weise Widerstand und verlor am Ende doch. Die unkonventionelle Viererliste ohne Platzierung verlagerte die Entscheidung nach oben. Auf Ministerialebene ging man weder in Schwerin noch in Berlin auf das akademische Manöver ein. Vielmehr machte man vom Recht der Auswahl Gebrauch und leitete Maybaums Berufung auf den allgemeinen Lehrstuhl ein.

Seit dem Wintersemester 1934/35 hatte Maybaum die Professur vertreten, war also fast während der gesamten Findung am Ort tätig gewesen. Das Provisorium wurde fortgesetzt, bis mit Urkunde vom 19. März 1936 die Ernennung, zunächst zum außerordentlichen Professor, rückwirkend zum 1. November 1935 erfolgte. Seit Amtseinführung am 22. Mai 1936 fungierte Maybaum als Direktor des Historischen Seminars I für „Mittlere und neuere Geschichte und geschichtliche Hilfswissenschaften“. Er nahm traditionelle Nebenfunktionen wahr wie die Aufsicht über das Universitätsarchiv und wirkte ab 1937 als „zeitweiliges Mitglied“ im Bibliotheks-Beirat. 1941 wurde er „Mobilisierungsbeauftragter“.

Im Mai 1936 bestellte der Rektor, Prof. Dr. med. Ernst-Heinrich Brill (1892-1945), Maybaum kommissarisch (wegen des Status als a. o. Professor), zum Dekan der Philosophischen Fakultät. Dieses Amt war kein akademisches Wahlamt mehr, sondern wurde nach Führerprinzip besetzt. Dass Maybaum wenig publizierte, war bald kein Hindernis mehr. Der Prorektor entschuldigte dies förmlich mit der Einarbeitung und dem Dekanat, als Maybaum zum Sommersemester 1938 vorzeitig zum planmäßigen ordentlichen Professor befördert wurde. Damit honorierte man die Leistung im Dekanat, das zum 31. März 1939 auslief, als Maybaum sich auf eigenen Wunsch zurückzog. 1941 kehrte er als „Wahlmitglied“ der Professorenschaft in den Senat zurück, dem er als Dekan angehört hatte. Er hatte also eine geachtete und einflussreiche Stellung.

Maybaum organisierte die Lehre um einen viersemestrigen Zyklus meist dreistündiger Vorlesungen zur Geschichte des Mittelalters. Deren Kerngruppe wiederholte er unregelmäßig, im Lauf der Jahre viermal. Zuweilen traten an ihre

Stelle Vorlesungen zu den Germanen, zum Frühmittelalter oder zur Entwicklung der abendländischen Völker. Der Zyklus des Grundwissens war gegenüber dem von Spangenberg auf sechs Semester verteilten Stoff um ein Drittel verkürzt. Landesgeschichtliche Akzente erscheinen in den Titeln der Veranstaltungen nicht. Um die Vorlesungen gruppierten sich Seminare ohne spezielles Thema, zu Paläographie und Urkundenlehre, zweimal einstündige Übungen zur Gesetzgebung des Dritten Reiches. Mit letzteren passte sich Maybaum an, auch durch Stellungnahmen zu speziellen Interessen der Zeit wie Vor- und Frühgeschichte oder Rassenlehre. Beantragung von Lehraufträgen, die politische Vorgaben abdeckten, war auf solch ideologisch besetzten Feldern Formsache und Routine für einen Dekan.

Die Philosophische Fakultät hatte in den zehn Jahren nur wenige Studierende, für Geschichte kaum mehr als 100 Hörerinnen und Hörer.⁹ Hier war Rostock also eher „Provinz“. Von 1935 bis Kriegsende wurden zwölf Promotionsverfahren in Mittlerer und Neuerer Geschichte durchgeführt.¹⁰ Darin tritt deutlich ein Schwerpunkt von Doktorarbeiten hervor, die Maybaum betreut hat. Dies waren: „Die Entstehung der ‚ritterlichen‘ Bauernschaften in Mecklenburg (Steder-Niendorf, Wendisch-Priborn, heute Freienhagen, Buchholz, Grabow, Zielow und Rossow)“¹¹, „Waldbestand und Forstwirtschaft im südwestlichen Mecklenburg vom 16. bis 18. Jahrhundert“¹², „Bauern und Grundherrschaft im Landgebiet des Hospitals vom Heiligen Geist in Rostock“¹³ und „Die erzieherischen und sozialen Bestrebungen der Mecklenburgischen Landwirtschaftsgesellschaft bzw. des Patriotischen Vereins von der Gründung 1798 bis 1850“.¹⁴ Hinzu kamen Korreferate zu Themen des Neuzeit-Kollegen Prof. Dr. Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode (1893-1984). Dieses Spektrum zeigt Maybaum als engagierten Lehrer der mecklenburgischen Geschichte. Es konzentriert sich auf die Thematik, welche die Fakultät 1934/35 einer neuen Professur für Maybaum zugedacht hatte. So entsprach dieser den Prognosen für sein Profil und machte die Professur für Mittlere Geschichte zur ansehnlichen Nische für die Landesgeschichte Mecklenburgs. Die Arbeiten sind durch Quellen gut fundiert, haben also gegenüber reinen Interpretationen Bestand. Aus diesen Produkten seiner Schule sind Maybaums Veranstaltungen nur indirekt zu erschließen. Einige Belege zeigen, dass er persönliche Kontakte mit Studierenden pflegte und Kritikfähigkeit über Fachgrenzen hinaus förderte. Dass dies oft „zwischen den Zeilen“ erfolgte, scheint durch vorsichtige Formulierungen mit Zweideutigkeit als Stilmittel wurden nach 1945 oft als regimekritische Äußerungen erklärt.

⁹ *Heidorn/Heitz*, Universität Rostock (wie Anm. 2), Bd. 2, 324.

¹⁰ UAR, Phil. Fak. 65/1, Promotionen 1925–1954.

¹¹ Promotion Fritz Brinker, abgeschlossen 4.04.1939. Druck: Rostock 1940.

¹² Promotion Karl Hermann Schulz, abgeschlossen 24.07.1939. Druck: Schwerin 1940.

¹³ Promotion Helmuth Römer, abgeschlossen 25.02.1943.

¹⁴ Promotion Ingeborg Klein, abgeschlossen 20.03.1945.

Wie in Hamburg trat Maybaum auch in Rostock als Autor kaum in Erscheinung, nur mit wenigen landesgeschichtlichen Miszellen. Als Lehrstuhlinhaber stand ihm ein Sitz in der Historischen Kommission für Mecklenburg zu, die fast nur noch für die große Geschichtliche Bibliographie (1944) von Wilhelm Heeß (1892-1950) wirkte und dann einschloß. Sein Vorsitz (ca. 1936-1940) in diesem Staatsgremium blieb für Maybaum eher marginal. Die geringe Publikationstätigkeit trug Maybaum unter Mediävisten nur eine bescheidene Stellung ein – mit dem Nebeneffekt, dass er sich hier kaum im NS-Sinne artikulieren musste.

Die Professur sah Maybaum in politischem Spannungsfeld. Seine Vorträge boten kaum Originäres, so sein Angriff auf die Weimarer Republik und den Versailler Vertrag am 30. Januar 1936, dem dritten Jahrestag der „Machtergreifung“, in einer Feierstunde der Universität.¹⁵ Der auf den Ausgang des Berufungsverfahrens wartende Privatdozent brachte sich so in Erinnerung. Die Rede entsprach dem Denken der Zeit über eine Revision von Versailles, die in der Weimarer Republik auch viele bürgerliche Historiker gewünscht hatten. Auf solcher Linie holte Maybaum am 18. Juni 1938 zum „Tag der Wissenschaft“ weit über sein eigenes Feld aus. Sein Vortrag für die Öffentlichkeit „Das Erste Reich und wir“ stellte als Aufgaben für das mittelalterliche Reich den Schutz des Abendlandes gegen Asien und die Ordnung des mitteleuropäischen Raums heraus.¹⁶ Der weite Bogen gewagter Interpretation, der mit seiner Kontinuität vom Ersten bis zum Dritten Reich politisch brisant wirkte, sprengte das Spektrum der Forschung Maybaums: Er übernahm Thesen anderer. Die Druckfassung enthielt auffällige Anlehnungen an Thesen von Prof. Dr. Hermann Heimpel (1901-1988). Der Leipziger Ordinarius sah sich, jedenfalls bis 1945, lieber durch Zitate anerkannt als durch pauschalen Dank am Schluss.¹⁷ Der markante Auftritt in der Aula hat keine Parallelen. So bleibt unklar, ob die Rede in Diktion und ideologischer Ausrichtung dem entsprach, was Maybaum normalerweise lehrte. Deutlich wird nur, dass er sich Mitte 1938 noch in das System einfügte. Nach dem Krieg wurde ihm der Vortrag peinlich, denn seinem Schriftenverzeichnis für die Entnazifizierung fügte Maybaum die Zeitstellung 918 bis 1250 hinzu, um das Thema zu entpolitisieren.

Maybaums Berufung galt allgemein als Erfolg der NS-Personalpolitik. So wurde der Einfluss der Partei auf die Universität an seiner Person festgemacht, wie die ohne sein Zutun entstandene Nennung in einer Liste des SD, des Sicher-

¹⁵ Rostocker Anzeiger, 31.01.1936. Vgl. *Miehe*, Faschismus (wie Anm. 2), 141-144.

¹⁶ *Heinz Maybaum*, Das Erste Reich und wir. Rostocker Universitätsreden 24. Rostock 1939. Detailkritik bei *Miehe*, Faschismus (wie Anm. 2), 144-151. Vgl. *Karl Ferdinand Werner*, Das NS-Geschichtsbild und die deutsche Geschichtswissenschaft. Stuttgart 1967.

¹⁷ *Hermann Heimpel*, Deutschlands Mittelalter, Deutschlands Schicksal. Freiburger Universitätsreden 12. Freiburg 1933, ²1935, *ders.*, Deutsches Mittelalter. Leipzig 1941, 208 (mit Anmahnung der Zitate!). Zum Textvergleich *Miehe*, Faschismus (wie Anm. 2), 144-151. Heimpel übte nach dem Krieg scharfe Selbstkritik.

heitsdienstes des Reichsführers SS (ca. November 1938 bis Februar 1939) zeigt. Diese Perspektivplanung stellte die als positiv im NS-Sinn geltenden Hochschullehrer der Geschichte (Anteil in dieser Gruppe: 8 %) zusammen, nur vier Professoren und zehn Privatdozenten.¹⁸ Für Aufgaben war Maybaum darin nicht verplant. Seine literarische Zurückhaltung brachte ihm wenigstens Ruhe vor Vereinnahmung durch den Forschungsverbund der SS (u. a. „Ahnenerbe“). Es fanden sich genügend Kräfte, die ihre Karriere über solche Schienen zu fördern suchten.

Maybaum war Parteimitglied und hatte aus freien Stücken NS-Protektion gesucht, um seine Karriere zu befördern. Er verstand es, mit nationaler Gesinnung und dem von ihm behaupteten frühen Parteieintritt Illusionen bei der NSDAP und den NS-Studenten zu wecken. Dieses Spiel war gefährlich, wenn der Einsatz fällig wurde. So stand das Wirken des Historikers in Rostock zunächst im Licht, dann aber im Schatten des Dritten Reiches. Bald nach Ernennung zum Professor scheint Maybaum die Aktivitäten in der NSDAP und ihren Gliederungen reduziert zu haben. 1946 verwies er auf regelrechte Differenzen mit Partei und NS-Dozentenbund und brachte sonst gar nicht belegte Funktionen in der Ortsgruppe Rostock zu Papier.¹⁹ Maybaum stieß sich an der Kirchenhetze. Unwillen löste seine Weigerung aus, die Bindung der Familie zur Evangelischen Kirche zu lösen. Zur aufkommenden Distanz gehört, dass die NS-Frauenschaft sich, nach seinen Angaben um 1936, von Maybaums Frau trennte.

Maybaum hatte hohe soziale Kompetenz, auch im Verhältnis zu einfachen Leuten. In seiner Gegenwart waren nach deren Zeugnis offene Worte möglich, ohne dass Denunziation zu fürchten war. So lebte er bald mit dem in Diktaturen üblichen Spagat, dass man genau zu wissen hatte, wo man was zu wem sagte. Private Meinungsäußerung und öffentliche Zurückhaltung waren zwei Seiten einer Medaille. Seine Kenntnisse Neuer Sprachen machten Maybaum zum „Geheimnisträger“: Er übernahm Aufträge zur Durchsicht von Zeitungen aus Schweden und war so über die militärische und politische Lage aus propaganda-freien Medien orientiert. Das Wissen verstärkte die Spannung zwischen dem, was zu erkennen war, und dem, was die Sicherheit an Zurückhaltung gebot. Über den Kriegsausgang hegte Maybaum bald keine Illusionen mehr, wie der Klassische Philologe Prof. Dr. Hans Diller (1905-1977), später Kiel, in der Entnazifizierung zu Protokoll gab. Der Krieg könne, habe Maybaum 1940/41 in Gegenwart beider Ehefrauen damals gesagt, wegen der zahlreichen Verbrechen nicht mehr gewonnen werden.

¹⁸ *Joachim Lerchenmüller*, Die Geschichtswissenschaft in den Planungen des Sicherheitsdienstes der SS. Der SD-Historiker Hermann Löffler und seine Denkschrift „Entwicklung und Aufgaben der Geschichtswissenschaft in Deutschland“. Bonn 2001, 42, 219.

¹⁹ Die örtlichen Differenzen fanden keinen Niederschlag in zentralen Registraturen der NSDAP (Bundesarchiv, Berlin Document Center).

Wenn es nicht um eine Provokation der Macht ging, schützten bei freimütigen Äußerungen Dienststellung und alte Parteimitgliedschaft gegen Missverständnisse übereifriger Parteigenossen (PGs). Nach 1945 bescheinigten zahlreiche Zeugen Maybaum Einsicht in die Lage, Offenheit im Gespräch, scharfe Distanz gegen Handlungen des Dritten Reichs, in einem Fall Rat bei Schwierigkeiten mit der Gestapo. Man habe ihm wegen mancher Äußerung zur Rücksicht auf die Familie geraten. Manche wunderten sich, dass der Historiker überhaupt der Partei angehört haben sollte. Die NSDAP war aber kein Verein, aus dem man einfach wieder austreten konnte. Selbst wenn Maybaum dies zeitweise erwogen haben mag, wusste er um die Abhängigkeit und schreckte vor den unkalkulierbaren Folgen eines solchen Schritts zurück. Er musste nun die frühe und intensive Bindung an die NSDAP als den unauslöschlichen Fehler seines Lebens empfinden. Hiergegen wirkte „kleine“ Kritik allenfalls als Ventil. Nicht jede Reaktion auf Ärgernisse des Alltags war gleich ein Akt des Widerstands. Neben der Ablehnung einer Maßnahme des Regimes konnte bei derselben Person die Zustimmung zu einer anderen stehen.²⁰ Oft entzündet sich Unmut an kleinen Dingen und führt zum Nachdenken, zum Rückzug, manchmal zum Widerstand.

Den Stimmungsumschwung bemerkten etliche Mitglieder der Fakultät wie Diller oder der Geograph Prof. Dr. Otto Jessen (1891-1951). Anfangs waren viele Kollegen Maybaum wegen seines NS-Rufs mit Reserve begegnet und fassten erst Vertrauen, als er das Dekansamt nicht nutzte, um Rufe an NS-ferne Wissenschaftler zu blockieren, sondern mit ihnen über die politischen Vorgaben sprach und nach Lösungen suchte, um die Verfahren nach den Wünschen der Fakultät abzuschließen. Die Quellenlage erschwert es, den Wechsel Maybaums von der NS-Begeisterung zu Durchblick und Distanz zu datieren. Hier dominieren nachträgliche Berichte aus dem Vier-Augen-Bereich. 1938 waren seine Vorbehalte, wie der große Vortrag zeigt, nicht so zu erkennen, dass dadurch etwa die Beförderung zum Ordinarius blockiert wurde. Maybaums im Krieg sogar mit Depressionen einhergehende Ernüchterung und eine daraus rührende „innere Kündigung“ dürfte eher der zweiten Hälfte des Dritten Reiches zuzuordnen sein. Eine Zäsur setzte wohl, nach ersten Störungen im Verhältnis zur Partei, am 9. November 1938 die Reichspogromnacht. Hierfür gibt es ein nachträgliches Zeugnis aus der Universitätsverwaltung. Das frühe Engagement in der NSDAP, von der Maybaum sich nicht lösen konnte, ließ ihn weiter als „Systemträger“ erscheinen und hat ihm 1945 bittere Konsequenzen durch den Verlust von Berufsstatus, Heim und Heimat eingetragen.

Bei Kriegsende, 48 Stunden vor der Einnahme Rostocks (1. Mai 1945), nutzte Maybaum die Gelegenheit, Teile des Thünen-Archivs der Universität nach

²⁰ Anregungen sind dem Eröffnungsvortrag von Ulrich Herbert, Der deutsche Professor im „Dritten Reich“ – eine Bilanz nach 60 Jahren auf dem 75. Deutschen Archivtag in Stuttgart am 27.09.2005, zu danken.

Schleswig-Holstein in Sicherheit zu bringen. Er ging nach Flensburg, wo die Familie am Heimatort seiner Frau wieder zusammenkam. Der Untersuchungsausschuss der Universität beschloss am 7. Juni 1945, Maybaum zu entlassen.²¹ Die Flucht galt als Eingeständnis seiner Schuld und gab Anlass, kurzen Prozess mit ihm zu machen. Bald folgte in Mecklenburg die Entfernung aller ehemaligen Nazis aus dem öffentlichen Dienst, besonders im Bildungssektor. Maybaums Vermögen wurde beschlagnahmt, die Bibliothek in seinem Haus Am Garten 49 sichergestellt und für den Seminarbetrieb genutzt. Die Beschlagnahmen hob die Landesregierung Mecklenburg-Vorpommern am 16. April 1947 auf – ohne damit die Entnazifizierung zu verbinden. Maybaum ließ seine Frau 1948 die Bibliothek abholen. Dem Wunsch der Sowjetischen Militäradministration, aus Anlass der Rückgabe ein Gespräch mit ihm in Schwerin zu führen, kam er nicht nach und reiste nie mehr nach Mecklenburg – wie viele andere, die ihre Ängste vom Kriegsende konservierten.

Im Sommer 1945 stellte sich Maybaum in Flensburg erstmals einer politischen Befragung. Er versuchte, im Schuldienst unterzukommen und von der Britischen Militärregierung die Zulassung zum Privatunterricht zu erhalten, was am 27. Oktober 1945 abgelehnt wurde. Jede kleine Hilfe, die sie unter dem NS-System Leidenden geleistet hatten, wurde nun ehemaligen PGs zum Strohalm der Hoffnung. Sie mussten um Fürsprache und Leumundszeugnisse für die Entnazifizierung bitten. Vorgeschichte und Hintergründe der Beziehungsgeflechte, aus denen entlastende Papiere, sogenannte „Persilscheine“, entstanden, sind selten gut belegt. Dies sind Schwierigkeiten der Quellenlage für diese Variante einer Nachkriegs-Volksgemeinschaft. Gerade kirchliche Kreise praktizierten Verzeihung mit Verständnis für die durch Entlassung ihrer Ernährer hart getroffenen Familien.

Die zuständige Kommission seines neuen Wohnorts führte Maybaums Verfahren von 1945 bis 1948 durch. Die Akten enthalten neben abmildernden Einlassungen Maybaums viele Fürsprachen von Kollegen, Schülern und Mitarbeitern.²² Zwei Rostocker Professoren seien angeführt, Walter Hallstein (1901-1982) und Robert Furch. Der Jurist Hallstein, seit 1946 Rektor der Universität Frankfurt am Main, berichtete über Gespräche mit Maybaum um 1941.²³ Furch, kommissarisch Bürgermeister von Tübingen-Lustnau, war Mitglied der Zentralen Entnazifizierungskommission für Justiz und Kultus in Württemberg-Süd. Er attestierte Maybaum, mit ihm geradezu in einem „antifaschistischen Herzensbund“ gelebt zu haben. Wie vielen anderen habe ihm die Kraft gefehlt, die inne-

²¹ Rosemarie Hoffmann, Der Kampf um eine demokratische Neueröffnung der Universität Rostock (Mai 1945 bis Februar 1946). Diss. phil. Rostock. Ms. 1964, 113-127, *Heidorn/Heitz*, Universität Rostock (wie Anm. 2), Bd. 2, 35-39.

²² Landesarchiv Schleswig Holstein, Abt. 460.18, Nr. 424 Maybaum, Heinrich [sic!]. Fragebogen vom 31.07.1946.

²³ Korrespondenz Hallstein/Maybaum. Bundesarchiv Koblenz, Best. N 1266, Bd. 1866.

re Abwendung von der NSDAP zum Bruch zu führen. Furch hatte als Dekan 1935 wegen der NS-Einflussnahme scharf gegen Maybaums Berufung agiert. Jetzt wurde er wie Hallstein mit der Autorität einer Nachkriegsstellung zum wesentlichen Leumundsgeber. Referenzen kamen aus allen vier Zonen. Zwei Personen aus der 1946 wiedereröffneten Universität sind besonders glaubwürdig, da sie in der SBZ durch ihr Eintreten ein hohes Risiko trugen, hätte sich der NS-Beschuldigte als stark belastet erwiesen: Maschinenmeister Paul Kröger (geb. 1889), der als „Mitglied der SPD und des Reichsbanners seit 1923. Jetzt Mitglied der SED“ zeichnete, sowie Amtmann Georg Jördens (geb. 1884). Er stellte, auch für die Akten der Universität, Maybaum als NS-Gegner dar, der sich 1938 bei den Pogromen geschämt habe, Deutscher zu sein.

Die Berufsakten standen dem Ausschuss nicht zur Verfügung. Sie hätten dazu dienen können, Maybaum als Nutznießer des Systems auszuweisen. Fraglich bleibt, ob dieser alle Hintergründe kannte, von den Parteikontakten und seinem Brief an Hildebrandt abgesehen. Dass ein Beschuldigter auf so etwas hinweist und sich belastet, ist ebenso wenig zu erwarten wie ein offenes Gespräch hierüber in der Familie. Die Entnazifizierung erfolgte aufgrund einheitlicher Fragebögen der Alliierten Militärregierung, wurde aber von den Besatzungsmächten unterschiedlich umgesetzt. Es förderte die Einsicht der Betroffenen nicht, wenn für gleichartige Fälle in einer Zone scharfe Sanktionen verhängt wurden, in der anderen Milde waltete. Die Praxis in Schleswig-Holstein galt dabei als moderat. Fragebogen und Aktenlage wiesen Maybaum als NSDAP-Mitglied aus, doch die Fürsprachen wurden zu seinen Gunsten gewertet. Er wurde in Gruppe V als „entlastet“ eingestuft. Im Westen hätte dies Maybaums Wiedereinstellung ermöglicht, wenn ihn eine Hochschule berufen hätte.

Kaum noch dienstfähig, wurde Maybaum als Schwerbeschädigter des Ersten Weltkriegs 1950 gemäß § 131 des Grundgesetzes frühpensioniert und blieb in Flensburg. Hier leitete er den von ihm mitbegründeten Flensburger Schulverein als Interessenvertretung der deutschen Elternschaft und gab Deutschunterricht an einer berufsbildenden Schule. Besonderes Engagement verband ihn nun mit der Kirche, in der er, wie viele andere, Halt suchte. Er war Kirchenältester in der Evangelischen Gemeinde St. Johannis und Mitglied des Synodalausschusses der Propstei Flensburg. An seinem Bruch mit der Vergangenheit ließ Maybaum keinen Zweifel.

Maybaum nahm in den fünfziger Jahren wieder die Publikationstätigkeit auf und schrieb Artikel, meist über mecklenburgische Fürsten und Gelehrte, für die „Neue Deutsche Biographie“, die sein ebenfalls entlassener Neuzeit-Kollege Graf Stolberg in München herausgab. Maybaums umfassende Darstellung des Mittelalters in einem Schulbuchwerk²⁴ hat Parallelen in den Titeln seiner

²⁴ *Heinz Maybaum*, Grundzüge der Geschichte. Bd. 5: [Mit *Heinrich Haverkamp*] Von der Urgeschichte bis zum Entstehen der abendländischen Völkergemeinschaft. Frankfurt am Main

Grundvorlesungen. Damit knüpfte er an sein letztes Amt in Rostock an, das des Universitätsprofessors, und an das erste am gleichen Ort, das des Studienrats. Landesgeschichtliche Akzente scheinen vereinzelt durch, auch für Mecklenburg, das kein Brennpunkt der Allgemeinen Geschichte war. Bis zur Mitte der sechziger Jahre hat Maybaum über dieses Werk das Geschichtsbild einer Generation westdeutscher Schüler mitgestaltet.

Zu konzeptionellen Planungen und deren Umsetzung in der akademischen Geschichtswissenschaft fehlten Maybaum Gesundheit und Kraft. Anders als viele prominente Mediävisten²⁵ und Vertreter der „Ostforschung“²⁶, die nach der Entnazifizierung in der jungen Bundesrepublik über alte Netzwerke in der nun entpolitisierten Geschichtsforschung neue Karrieren aufbauten, hielt sich Maybaum zurück; nicht einmal seine alte Wirkungsstätte in Hamburg hat er noch aufgesucht. Die in den neunziger Jahren intensiviertere Aufarbeitung des Wirkens von Historikern im Dritten Reich und ihrer Nachkriegsaktivitäten konnte somit an ihm vorbeigehen, selbst für die „Ostforschung“, zu der seine Habilitationsschrift Anknüpfungspunkte besitzt.²⁷

Ein Brief Maybaums an seine älteste Tochter vom 26. August 1952 belegt eine Kontaktaufnahme aus der Universität: „Teuchert [...] fragt im Auftrag der philosophischen Fakultät der Universität Rostock an, ob ich bereit sei, auf meinen alten Lehrstuhl zurückzukehren. Eine seltsame Lockung, an den Ort meiner stillen Sehnsucht, wo ich begraben sein möchte, zurückzukehren. Selbstverständlich würde die Stimme der Vernunft eine negative Entscheidung fällen müssen und nicht nur sie allein, sondern auch die Rücksicht auf Euch, selbst in dem Falle, dass mein Gesundheitszustand, zumal wie er jetzt ist, nicht von vornherein jede Alternative ausschliesse“.²⁸ Der Germanist Prof. Dr. Hermann Teuchert (1880-1972), seit 1920 in Rostock, war eines der renommiertesten Mitglieder der Fakultät, dessen Lebenswerk in Ost und West anerkannt war. Er nahm mit Maybaum, zu dem der Kontakt nie abgerissen war, Fühlung auf – in

1951 [nur geringe Anteile], Bd. 6: [Mit *Ernst Busch*] Vom Beginn des mittelalterlichen Kaiserreichs bis zum Ende des absolutistischen Zeitalters. Frankfurt am Main 1951, ¹¹1962, Quellenbuch ebd. 1951.

²⁵ *Anne Christine Nagel*, Im Schatten des Dritten Reiches. Mittelalterforschung in der Bundesrepublik Deutschland. Göttingen 2005, 24-30.

²⁶ *Kai Arne Linnemann*, Das Erbe der Ostforschung. Die Rolle Göttingens in der Geschichtswissenschaft der Nachkriegszeit. Marburg 2002.

²⁷ *Winfried Schulze*, Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945. München 1989, 30-45, *Karen Schönwälder*, Historiker und Politik. Geschichtswissenschaft im Nationalsozialismus. Frankfurt am Main 1992, *Ingo Haar*, Historiker im Nationalsozialismus. Deutsche Geschichtswissenschaft und der „Volkstumskampf“ im Osten. Göttingen 2000, *Rüdiger Hohls/Konrad H. Jarausch*, Versäumte Fragen. Deutsche Historiker im Schatten des Nationalsozialismus. Stuttgart 2000.

²⁸ Abschrift von Frau Hedwig Beyer geb. Maybaum in einem Brief an den Verf. vom 22.06.2005. Kopie liegt vor.

einer für das Fach Geschichte am Ort kritischen Situation. Seit dem Weggang von Heinrich Sproemberg (1889-1966)²⁹ nach Leipzig (1950), mit dem das kurzlebige Historische Institut des Landes Mecklenburg auslief, war das Fach nicht mehr richtig besetzt und kam 1952 für vier Jahre zum Erliegen.³⁰ Seit 1947 gab es in Rostock, wie an anderen Hochschulen von SBZ bzw. DDR, Wiederberufungen früherer NSDAP-Mitglieder. Sie durften keine Verbrechen begangen, keine leitende Partei-Funktion bekleidet haben und nicht durch größere Aktivitäten belastet sein. Voraussetzung war der deutliche Bruch mit der Vergangenheit.³¹ Parallelen gab es in der Volksbildung durch Bewährungschancen für nominelle Parteimitglieder. In dieser politischen Wetterlage mag Teuchert eine Chance für Maybaum gesehen haben und bereit gewesen sein, sich für ihn einzusetzen. Dessen Bruch mit der Vergangenheit hätte man mit der rechtsgültigen Entnazifizierung und der Haltung nach 1945 belegen können – wenn man es gewollt hätte.

Maybaum zählte in der Geschichte nicht zur Prominenz. Ob er wegen seines soliden landesgeschichtlichen Potentials für das Institut oder wegen der Arbeiten zur Agrargeschichte und Bauern für die frühe DDR interessant gewesen wäre, sei dahingestellt. Fälle versuchter Rückgewinnung von ehemals belasteten Personen in Feldern, die der DDR wichtig waren, sind auch andernorts belegt. Leider ist die Ausfertigung von Teucherts Schreiben nicht erhalten. Auch dessen Rückhalt in der Sache war aus Gegenüberlieferung nicht zu klären. Vielleicht war seine Nachfrage als privater Brief gehalten, etwa in Form eines sogenannten Privatdienstschreibens (unter Institutsbriefkopf). Maybaums Rückkehrwille wurde also auf kollegialem Wege sondiert. Die Universität musste darauf bedacht sein, sich nicht gleich eine Ablehnung einzuhandeln. Zudem waren Rückkehrer gesondert auf die Konzeption der DDR zu verpflichten. Dieser Weg ermöglichte jederzeit den Rückzug, die Anfrage zur unautorisierten Privatsache Teucherts zu erklären. DDR-Stellen vermieden oft direkten Schriftwechsel mit Personen im Westen und nutzten Kontakte über private Kanäle, die separat geprüft wurden, wie sie der DDR nutzen konnten. Das Ergebnis ist eindeutig: Maybaum versagte sich der Rückkehr. Der Gedanke zur Wiederberufung blieb also in unverbindlichen Vorstufen. Maybaum verstarb am 25. Februar 1955 in Flensburg.

²⁹ *Gerhard Heitz*, Heinrich Sproembergs Wirken für die mecklenburgische Landesgeschichte, in: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock. Gesellschaftswissenschaftliche Reihe* 38, 1989, H. 2, 4-6.

³⁰ *Lothar Elsner/Gerhard Heitz*, 25 Jahre Historisches Institut/Sektion Geschichte der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock 1956-1981. Zur Entwicklung von Lehre, Studium und Forschung auf gesellschaftswissenschaftlichem Gebiet, in: *Beiträge zur Geschichte der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock* 1, 1981, 12-14.

³¹ *Heidorn/Heitz*, Universität Rostock (wie Anm. 2), Bd. 2, 39.

Ziehen wir das Fazit zu Maybaums inhaltlichen Spuren: In Rostock setzte er neben die in den Vorlesungen wahrgenommene Vertretung der Mittleren Geschichte einen klaren Schwerpunkt in der Landesgeschichte Mecklenburgs, in die alle von ihm betreuten Dissertationen gehören. Maybaum geblieben ist die Wertschätzung seiner Rostocker Dissertation, die ein „großer Wurf“ war und deren methodische Handschrift Maybaum seinen Doktoranden weitergab. Als gute Leistung der „bürgerlichen Geschichtswissenschaft“ galt das 1926 gedruckte Buch über die Entstehung der Gutsherrschaft auch in der DDR als Standardwerk zur mittelalterlichen Agrargeschichte. Mit Mecklenburg als seiner Heimat blieb Maybaum



Abb. 1: Heinz Maybaum in seiner Flensburger Zeit

zeitlebens verbunden. Die Hamburger Zeit war für ihn nur eine Zwischenphase, der die Professur in Rostock als berufliches Wunschziel folgte, das er mit Verbündeten anstrebte, die ihm zum Verhängnis wurden. Flensburg wurde zum Exil.

Rostock und seine Universität haben für Maybaum Linien der Kontinuität geliefert, die bis in die letzten Tage des mental bodenständigen Gelehrten zu erkennen sind. Leben und Werk von Heinz Maybaum bleiben so auf das Engste mit Mecklenburg und seiner Landesgeschichte verknüpft.

Christine Magin

Akademische Epigrafik? Zu den historischen Inschriften der Universitäten Rostock und Greifswald

Epigrafische Texte überliefern wichtige Informationen über Personen, Zustände und Vorgänge der Vergangenheit. Von den handschriftlichen und gedruckten Quellen unterscheiden sie sich durch einen größeren Grad an Öffentlichkeit, wodurch die Konzeption und Ausführung der Texte wesentlich geprägt erscheinen: Die repräsentative Gestalt eines Grabmals oder eine gut sichtbare Schrifttafel an einem Rathaus etwa sollten zur Selbstdarstellung der jeweiligen Auftraggeber beitragen, das heißt ihren tatsächlichen oder beanspruchten gesellschaftlichen Rang augenfällig zum Ausdruck bringen. Es handelt sich also durchaus um Statussymbole im modernen Sinn. Darüber hinaus zeichnen sich Inschriften durch einen hohen Grad von Authentizität aus, da sie vielfach unverändert an dem Standort und in der Gestalt überliefert sind, die ihre Auftraggeber beabsichtigt hatten.

Auf das erst in Ansätzen erforschte Thema der „akademischen Epigrafik“ bin ich durch die Beschäftigung mit den entsprechenden Greifswalder Inschriften aufmerksam geworden, die ihren Niederschlag in einem vor kurzem erschienenen Beitrag zum 550jährigen Jubiläum der Universität Greifswald gefunden hat.¹ Insgesamt hat man den oft auch Inschriften tragenden materiellen Zeugnissen der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Universitäten, hier vor allem Grabmälern und Insignien, noch nicht die notwendige Aufmerksamkeit geschenkt.² Bereits erste Vorarbeiten in Rostock haben gezeigt, dass die Stadt sicher zu den wichtigsten Inschriftenstandorten in Norddeutschland zählt und als

¹ *Christine Magin*, „Leuchten der Welt, beredt und tief von Geist“ – Greifswalder Universitätsangehörige im Spiegel historischer Inschriften, in: Dirk Alvermann/Karl-Heinz Spieß (Hrsg.), *Bausteine zur Greifswalder Universitätsgeschichte. Vorträge anlässlich des Jubiläums „550 Jahre Universität Greifswald“*. Stuttgart 2008, 67-105. Der vorliegende Beitrag greift einige Quellen und Beobachtungen des Greifswalder Aufsatzes auf, ist aber hinsichtlich des Rostocker Materials erweitert und berücksichtigt auch die neueste Literatur.

² Vgl. dazu den quellenkundlichen Überblick von *Hartmut Boockmann*, *Ikonographie der Universitäten. Bemerkungen über bildliche und gegenständliche Zeugnisse der spätmittelalterlichen deutschen Universitäten-Geschichte*, in: Johannes Fried (Hrsg.), *Schulen und Studium im sozialen Wandel des hohen und späten Mittelalters*. Sigmaringen 1986, 565-599. Die Angaben zu den Inschriftenträgern sowie die Lesungen und Interpretationen der Inschriften geben den Bearbeitungsstand vom Januar 2008 wieder. Für die endgültige Lesungen und Deutungen sowie ausführlichere Angaben zu den inschriftlich genannten Personen sei auf den Band *Die Inschriften der Stadt Greifswald. Gesammelt und bearbeitet von Jürgen Herold, Christine Magin*, Wiesbaden 2009, verwiesen. Ausführliche Informationen zur Greifswalder Inschriften-Forschungsstelle finden sich unter www.inschriften.net.

älteste norddeutsche Universität³ auch über einen aussagekräftigen Bestand an universitären Inschriften verfügt.

Dass ein Vergleich der Rostocker Verhältnisse mit der Situation in Greifswald sinnvoll ist, leuchtet schon wegen der geografischen Nähe und der institutionellen Konkurrenz unmittelbar ein. Es wäre sicher interessant, die Perspektive auf die akademische Inschriftenüberlieferung in Deutschland insgesamt auszuweiten, doch ist dies beim derzeitigen Kenntnisstand nicht möglich. So sind etwa die Inschriften der 1409 gegründeten Universität Leipzig noch nicht bearbeitet, zudem scheint die Leipziger Überlieferung des 15. Jahrhunderts spärlich und problematisch zu sein. Auch die Erfurter Verhältnisse sind noch nicht systematisch beschrieben worden⁴; zu Prag und Krakau liegen mir keine Informationen vor. Ungünstig ist die Situation ebenfalls im 1389 gegründeten Heidelberg, wo nur 19 Inschriften für Gelehrte der vorreformatorischen Zeit (bis 1530) überliefert sind, davon nur drei im Original.⁵ Wichtiges Material für unsere Fragestellung ist hingegen von dem in Vorbereitung befindlichen ersten Band der Inschriften des Wiener Stephansdoms, der Grablege vieler Gelehrter der dortigen Universität, zu erwarten.⁶ Für Wittenberg, die Stadt mit der ersten lutherischen Hochschule, liegt noch kein Inschriftenband vor. Einen solchen gibt es zwar für die Städte Jena und Helmstedt, ihre Universitäten wurden jedoch erst 1548 bzw. 1576 gegründet.

Systematische Sammlungen oder Studien zur Rostocker akademischen Epigrafik sind mir nicht bekannt, jedoch lassen sich einige ältere Werke mit Gewinn heranziehen. Neben den nach wie vor unentbehrlichen Kunstdenkmäler-Inventaren des 19. Jahrhunderts ist beispielsweise die von 1737 bis 1742 er-

³ Zur Geschichte der Universität Rostock vgl. jetzt *Marko A. Pluns*, Die Universität Rostock 1418-1563. Eine Hochschule im Spannungsfeld zwischen Stadt, Landesherren und wendischen Hansestädten. Köln 2007. Zur Einführung vgl. auch *Ernst Münch/Ralf Mulsow*, Höhere Bildung. Universitätsleben in Rostock, in: Hauke Jöns/Friedrich Lüth/Heiko Schäfer (Hrsg.), Archäologie unter dem Straßenpflaster. 15 Jahre Stadtkernarchäologie in Mecklenburg-Vorpommern. Schwerin 2005, 423-426, vgl. auch *Ralf Mulsow*, Das Pädagogium Porta Coeli, in: ebenda, 427-432, *Ralf Mulsow*, Fakultätsgebäude und Professorenhäuser, in: ebenda, 433-438.

⁴ Zu den Grabmälern der Universität Erfurt vgl. *Horst Rudolf Abe*, Die Grabdenkmale mittelalterlicher Universitätsrektoren in Erfurt, in: Beiträge zur Geschichte der Universität Erfurt 6, 1959, 4-19.

⁵ Vgl. Die Inschriften der Stadt und des Landkreises Heidelberg. Gesammelt und bearbeitet von *Renate Neumüllers-Klauser*, Stuttgart 1970, Originale: Nr. 107, 124, 127; kopial überliefert: Nr. 63, 102, 115, 128, 129, 152, 182, 189, 191, 198, 205, 207, 209, 214, 217, 222.

⁶ Vgl. dazu vorerst *Andreas Zajic*, Universitäre Bildung als Element inschriftlicher Selbstdarstellung in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. Eine flüchtige Wiener Skizze, in: Elisabeth Klecker/Christian Gastgeber (Hrsg.), Neulatein an der Universität Wien. Ein literarischer Streifzug. Wien 2008, 103-142. Die Inschriften der Dom- und Metropolitankirche St. Stephan I (bis 1520). Gesammelt und bearbeitet von *Renate Kohn/Richard Perger* (in Bearbeitung, erscheint in der Reihe Die Deutschen Inschriften).

schienene Wochenschrift „Etwas von gelehrten Rostockschen Sachen“⁷ eine Fundgrube, die auch zahlreiche Gelehrten-Epitaphien im Wortlaut überliefert. Alle weiteren Studien sind auf die Arbeit vor Ort angewiesen, die indes erst noch zu leisten sein wird. Ziel des nachfolgenden ersten Überblicks ist es, sich abzeichnende Unterschiede und Gemeinsamkeiten beider Überlieferungsbereiche zu betrachten, wobei uns auch die personellen und institutionellen Beziehungen zwischen den beiden Universitäten interessieren sollen.

Die Universität Greifswald wurde im Jahr 1456 unter maßgeblicher Beteiligung des Bürgermeisters und Juristen Heinrich Rubenow gegründet. Zu den ältesten und bekanntesten Zeugnissen der Greifswalder wie der Rostocker Universitätsgeschichte gehört die Rubenow-Tafel.



Abb. 1: Greifswald, St. Nikolai, Rubenow-Tafel

Das zwischen 1460 und 1462 entstandene, zweiteilige Tafelbild ist heute in einer Kapelle des südlichen Seitenschiffs von St. Nikolai in Greifswald angebracht. Die große Bildtafel ist stark, teilweise verfremdend, überfasst. Die darunter befindliche Schrifttafel wurde zu einem unbekanntem Zeitpunkt zur Gänze erneuert, schriftgeschichtliche Beobachtungen sind daher nicht mehr möglich. Zudem haben sich im Lauf der Zeit einige Fehler in die Texte eingeschlichen.

⁷ Etwas von gelehrten Rostockschen Sachen, für gute Freunde, 6 Bde., Rostock: Martin Waringk, 1737–1742.

Die Tafel war im Jahr 1603⁸ und vielleicht auch schon ursprünglich (1460/62) am Gestühl der Professoren angebracht und damit sichtbar für den Personenkreis, dem die Verstorbenen und auch Rubenow selbst angehörten.

Zu sehen sind ganzfigurige Darstellungen von acht Personen in akademischer Kleidung zu beiden Seiten einer schwebenden Madonna im Strahlenkranz: je drei Gelehrte, ein Pedell sowie am linken Bildrand Heinrich Rubenow⁹ im Ornat des Rektors der Universität. Den Figuren der Gelehrten sind Schriftbänder mit ihren akademischen und anderen Titeln beigegeben. Sie wenden sich mehr oder weniger deutlich der relativ kleinen Madonna rechts der Bildmitte zu. Rubenow ist größer, der kniende Pedell mit einem Universitätszepter kleiner und in einfacherer Kleidung als die übrigen Figuren dargestellt. Beide sind im Bildvordergrund platziert. Diese Darstellung ist typologisch schwer einzuordnen, da Vergleichbares fehlt. Hans Georg Thümmel hat sie als „Gruppenbild“ bezeichnet und damit ihren weltlichen Charakter betont.¹⁰ Deutlich wird die herausgehobene Position Rubenows, die auch das ihm beigegebene Schriftband ausdrückt.¹¹

Henricus Rubeno I(uris) V(triusque) Doctor Vniversitatis Gryphiswaldensis eius ductu ab Illustriss(imo) Principe Duce Wartislao jx ap(er)tae Prim(us) Rec[t]or ·

„Heinrich Rubenow, Doktor beider Rechte, erster Rektor der Universität Greifswald, die durch den durchlauchtigsten Fürsten Herzog Wartislaw IX. unter seiner (= Rubenows) Leitung eröffnet wurde.“

⁸ So *Daniel Cramer*, *Pommerische Kirchen Chronica*. Das ist: Beschreibung vnd außführlicher Bericht, wie anfänglich durch Bischoff Otto von Bamberg die Pommern auß Heidnischer Blindheit zum Christenthumb bekehret [...] worden sind [...]. In drey vnterschiedliche Bücher verfasset. 2. Aufl. Alten Stettin 1603, 125f.

⁹ Zu Rubenows Leben und Bedeutung vgl. *Roderich Schmidt*, Heinrich Rubenow und die Gründung der Universität Greifswald 1456, in: Sönke Lorenz (Hrsg.), *Attempto – oder wie stiftet man eine Universität. Die Universitätsgründungen der sogenannten zweiten Gründungswelle im Vergleich*. Stuttgart 1999, 19-34. Umfangreiche Quellennachweise zu diesem jüngeren Beitrag finden sich bei *dems.*, Die Anfänge der Universität Greifswald, in: *Festschrift zur 500-Jahrfeier der Universität Greifswald*. Greifswald 1956, Bd. 1, 9-52.

¹⁰ *Hans Georg Thümmel*, Die Greifswalder Rubenow-Tafel und die Anfänge des Gruppenbildes im 15. und 16. Jahrhundert, in: *Greifswald-Stralsunder Jahrbuch* 12, 1979, 122-160, hier 141-149.

¹¹ Die Inschriften werden im Folgenden nach den Richtlinien der Reihe „Die Deutschen Inschriften“ zitiert: Die Wiedergabe der Texte erfolgt buchstabengetreu, fehlerhafte Originalbefunde werden nicht emendiert. Aufgelöste Kürzungen stehen in runden Klammern, Ergänzungen in eckigen Klammern. Textverlust unbestimmbaren Umfangs wird durch [- - -] bezeichnet, ligierte (miteinander verbundene) Buchstaben durch Unterstreichungen. Zeilenumbrüche am Original sind durch einen Schrägstrich / gekennzeichnet, der Wechsel in ein neues Inschriftenfeld durch doppelte Schrägstriche //.

Ebenso deutlich tritt Rubenow auf der Schrifttafel hervor. Er spricht in der ersten Person Singular und lateinischen Versen, in denen er seiner verstorbenen Rostocker Lehrer (Nikolaus von Amsterdam, Bernhard Boddeker, Tilemann bzw. Tidemann Johannes, Wilken Bole) und Greifswalder Kollegen Berthold Segeberg und Johannes Lamside gedenkt:

*Anno milleno quater et c ter duo=deno ·
 hijs tu(m) (con)iu(n)go de rost[o]ck t(em)p(or)e diro ·
 Tra(n)slati studij defu(n)gu(n)t(ur) studiosi · /
 Quatuor hij primi duo sed moriunt(ur) et imi ·
 Anno milleno quater et c sexaq(ue)geno ·
 Lumina qui mundi, facundi, me(n)te profundi ·
 Cum / quib(us) electis similes vix nunc habet orbis ·
 Sunt hic tres cum postremo primi tumulati ·
 Defunctum quartu(m) sepelit domus / ipsa minorum ·
 Virginis in templo cessit tumulatio qui(n)to ·
 Omnib(us) his (christ)e tribuas salvator inire ·
 Regnu(m) celeste baratri no(n) morte p(er)ire ·*

„Im Jahr tausend, viermal hundert und dreimal zwölf, damals verbinde ich mich mit diesen (Männern) aus Rostock. In der schlimmen Zeit der Verlegung der Universität (hierher) sterben diese vier ersten Gelehrten. Doch sterben auch die zwei letzten im Jahr tausend, viermal hundert und sechzig, die Leuchten der Welt, beredt und tief von Geist. Mit diesen Auserlesenen Vergleichbare hat die Welt jetzt kaum. Hier sind die drei Ersten und der Letzte bestattet. Den verstorbenen Vierten birgt die Kirche der Minoriten. In der Kirche der Jungfrau (Maria) wurde dem Fünften die Bestattung zuteil. All diesen gewähre du, Erlöser Christus, in das himmlische Reich einzugehen (und) nicht im Höllentod unterzugehen.“¹²

Zu den Biografien und zur Kleidung der Dargestellten liegen ausführliche Studien von Roderich Schmidt und Hans Georg Thümmel vor.¹³ Drei der Gelehrten sind auch in der handschriftlichen Überlieferung greifbar: In Lüneburg hat sich die Mitschrift einer Kirchenrechts-Vorlesung des Wilken Bole aus dem Jahr

¹² Bei der Wiedergabe speziell dieser Inschrift wurden einzelne heute zu sehende, sprachlich falsche und offensichtlich auf fehlerhafte Restaurierung zurückzuführende Formen durch korrekte ersetzt, die sich aus der älteren Überlieferung rekonstruieren lassen.

¹³ Thümmel, Rubenow-Tafel (wie Anm. 10), passim, zur Kleidung 130-133, zur Vita Rubenows vgl. Schmidt, Anfänge (wie Anm. 9), passim, Stephanie Irrgang, Peregrinatio academica. Wanderungen und Karrieren von Gelehrten der Universität Rostock, Greifswald, Trier und Mainz im 15. Jahrhundert. Stuttgart 2002, 208f. Vgl. grundsätzlich auch die Online-Datenbank Repertorium Academicum Germanicum (<http://www.rag-online.org>), in der prosopografische Nachweise zu Gelehrten des Alten Reichs bis zum Jahr 1550 zu finden sind.

1438 erhalten, und in Greifswald existiert noch eine im Umfeld des Johannes Lamside entstandene theologische Sammelhandschrift.¹⁴ Der bedeutendste Gelehrte jedoch war sicher Nikolaus von Amsterdam, der als Autor von Aristoteles-Kommentaren bekannt ist. Im Jahr 1426 war er Rektor der Rostocker Hochschule.¹⁵ Auch Tilemann Johannes und Bernhard Boddeker hatten diese Ämter inne.

Was sind nun die Intentionen der Rubenow-Tafel? Rubenow war 1436 an der Universität Rostock immatrikuliert worden und zog mit den dargestellten sechs Lehrenden und dem übrigen Personal wegen politischer Unruhen vorübergehend nach Greifswald um. Während dieser Greifswalder Jahre starben vier der sechs Gelehrten, nur Berthold Segeberg und Johannes Lamside konnten 1456 an der neuen Artistenfakultät Funktionen übernehmen, die auf den Schriftbändern genannt werden.¹⁶ Die Tafel zielt zum einen gewiss auf eine Legitimation des Greifswalder Lehrbetriebs, der als Fortsetzung der Rostocker Tätigkeiten dargestellt wird. Zum anderen aber fällt die Tafel aus heutiger Sicht durch ihre radikale Subjektivität auf. Sie ist kein offizielles Dokument, sondern ein Selbstzeugnis, denn sie drückt den Wunsch Rubenows aus, der Nachwelt seine persönliche Sicht auf die Greifswalder Gründung zu vermitteln und dabei eben diese subjektive Sicht als historisches Faktum darzustellen. Er sieht sich als einer von sieben Gelehrten, jedoch in hervorgehobener Position, als körperlich Größter am Bildrand stehend. Die nominellen Gründer und Herren der Universität, nämlich der Papst und der zuständige Diözesanbischof von Kammin, werden mit keinem Wort und der Herzog von Pommern nur in knappster Form genannt. Im Zentrum der Tafel stehen Heinrich Rubenow selbst und die Pflege seiner Memoria. In Text und Bild lebt gewissermaßen die Vergangenheit wieder auf, indem zwei Zeitebenen miteinander verwoben werden: die Jahre nach 1436, als der junge Rubenow Student an der Universität Rostock war, und die Jahre der Gründung der Universität Greifswald (1456) bzw. der Entstehung der Rubenowtafel (1460-1462). Tatsächlich hatte Rubenow als der weitaus reichste, darüber hinaus kin-

¹⁴ Zu Wilken Bole vgl. Handschriften der Ratsbücherei Lüneburg. Bd. 3: Die theologischen Handschriften. Quartreihe: Die juristischen Handschriften. Beschrieben von *Marlis Stähli*, Wiesbaden 1981, Ms. Jurid. E4° 6, 152f. Zu Johannes Lamside vgl. die Handschrift Greifswald, Geistliches Ministerium, XIV.E.62. Eine von *Jürgen Geiß* (Berlin) verfasste Online-Beschreibung dieser Handschrift findet sich unter www.manuscripta-mediaevalia.de.

¹⁵ Olaf Pluta (Bochum, Nijmegen) bereitet eine umfangreiche Studie über Nikolaus von Amsterdam vor. Rektorat des Nikolaus (Theoderici, Dieterici) de Amsterdam: *Adolph Hofmeister* (Hrsg.), Die Matrikel der Universität Rostock. Bd. 1: Michaelis 1419 bis Michaelis 1499, Bd. 2: Michaelis 1499 bis Ostern 1611, Bd. 3: Ostern 1611 bis Michaelis 1694. Rostock 1889, 1891, 1895, hier Bd. 1, 24.

¹⁶ Berthold Segeberg war dem Schriftband zufolge nicht nur Magister der Artes, sondern auch Greifswalder Ratsmitglied und erster Dekan der Artistenfakultät. Johannes Lamside wird als Magister der Artes, Baccalaureus der Theologie, erster Scholaster des Nikolaistifts und erster Leiter der Quodlibet-Disputation bezeichnet.

derlos gebliebene Greifswalder Bürger den finanziellen Löwenanteil für die materielle Ausstattung der Universität gestiftet. Daher hat Hartmut Boockmann in Herzog Wartislaw IX. (gest. 1457) „kaum mehr als eine Art von Strohhalm“ gesehen.¹⁷

Rubenow konnte jedoch nach zeitgenössischer Auffassung nicht offizieller Gründer des Greifswalder Studium generale sein. Auf der Grundlage seines schwer zu fassenden Status auf der einen und seinem Wunsch nach prestigeträchtiger Memoria auf der anderen Seite konzipierte er dieses bemerkenswerte, in seiner Art sogar einzigartige Denkmal. Die aus der Rubenowschen Perspektive formulierte Versinschrift war und ist es wohl, die bis heute Anlass zu der – sonst nicht zu belegenden – Behauptung gibt, der Aufenthalt der Universität Rostock in Greifswald habe Rubenow und andere mit ihm befreundete Gelehrte veranlasst, an die Gründung einer Hochschule auch in Greifswald zu denken.¹⁸

Das Außergewöhnliche der Rubenow-Tafel wird noch deutlicher durch einen vergleichenden Blick auf die Inschriften an den Großen Szeptern der Universität. Dieses zuerst 1456 angefertigte Szepterpaar weist vier silberne, vergoldete Bänder auf, in die in einer exzeptionell stilisierten Form der gotischen Minuskel lateinische Inschriften eingraviert wurden. Sie beziehen sich auf die Gründungsmesse am 17. Oktober 1456. Die kunstvolle Schrift, das heißt die äußerst eng spationierten und vielfach in ungewöhnlicher Weise ligierten Buchstaben, führten schon früher und führen bis heute zu erheblichen Leseschwierigkeiten. Dies ist nun als wahrer Glücksfall der Überlieferungsgeschichte zu bezeichnen: Als nämlich anlässlich der notwendigen

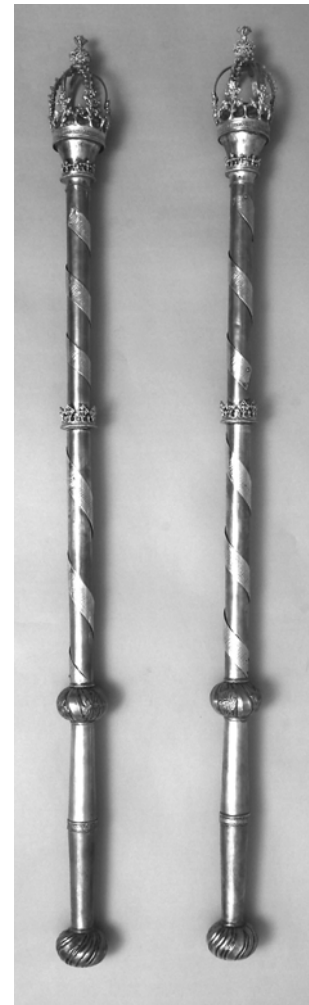


Abb. 2: Greifswald, Pommersches Landesmuseum, Große Szepter der Universität

¹⁷ Hartmut Boockmann, Spätmittelalterliche deutsche Stadt-Tyrannen, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte. 119, 1983, 73-91, hier Zitat 75.

¹⁸ Vgl. für das 19. Jahrhundert Theodor Pyl, Das Rubenowbild der Nikolaikirche zu Greifswald. Rubenows Denkstein in der Marienkirche, das Album, die Annalen und Szepter der Universität, die Handschriften und Urkunden der Bibliothek der Nikolaikirche zu Greifswald aus Rubenows Zeit. Greifswald 1863, 159. In jüngster Zeit so auch noch Evamaria Engel/Frank-Dietrich Jacob, Städtisches Leben im Mittelalter. Köln 2006, 407, Legende zu Abb. 130, Dirk Alvermann/Birgit Dahlenburg. Greifswalder Köpfe. Gelehrtenporträts und Lebensbilder des 16. bis 18. Jahrhunderts aus der pommerschen Landesuniversität. Rostock 2006, 169.

Erneuerung der Greifswalder Szepter im Jahr 1749 der Plan entwickelt wurde, den Wortlaut der Schriftbänder auf die neuen Szepter zu übertragen, wurden die Bänder abmontiert und unter den Professoren herumgeschickt.¹⁹ Glücklicherweise scheiterte das Kollegium beim Versuch der Transkription auf ganzer Linie, sodass mangels Alternativen beschlossen wurde, die originalen Schriftbänder des 15. Jahrhunderts an den neuen Szeptern anzubringen.

Dies geschah jedoch nicht mehr in der ursprünglichen Anordnung; teilweise fehlen Anfang oder Ende der Bänder, wobei sich der fehlende Text nicht in allen Fällen rekonstruieren lässt, außerdem sind die Inschriften durch Löcher und Hammerschläge stellenweise beeinträchtigt oder zerstört. Die Inschriften bieten die folgenden Informationen:

[anno] d(omi)ni · m^o · cccc^o · lvi^o · pri(m)a die · d(omi)nica · p(ost) festu(m) s(an)c(t)i · galli fvīt · pri(m)o · er(e)c(t)a · alma · vniversitas [Schriftband A]; [sanctissim](vs) d(omi)n(v)s · n(oste)r calistvs p(a)pa t(er)ci(vs) n(ost)ram i(n)scitvit [!] v(n)iv(er)sitate(m) et d(omi)n(v)s n(oste)r he(n)ni(n)gh(vs) ep(iscop)vs cami[(n)]e[nsis - - -] [B]; [- - -] r[...]r fvīt d(omi)n(v)s hi(n)ric(vs) rvbenow vt(ri)vse [!] [.] ivris doctor (et) p(ro)(con)svl h(ic) pvblicat(vs) p(er) do(min)v(m) lavre(ncivm) abbate(m) i(n) · pv[dagla - - -] [C]; [illus]tris · princeps noster d(omi)n(v)s dvx wartslavs istos bacvlos alme sve · v(n)iv(er)sitati pro me(m)oria · donau[it] [D]

„Im Jahr des Herrn 1456 am ersten Sonntag nach dem Fest des hl. Gallus (17. Oktober) wurde die hohe Universität zuerst errichtet. (A) – Unser allerheiligster Herr Papst Calixtus III. setzte unsere Universität ein, und unser Herr Henning, Bischof von Kammin [...]. (B) – [...] war Herr Heinrich Rubenow, Doktor beider Rechte und Bürgermeister hier [...] wurde öffentlich verkündet durch Herrn Laurentius, Abt von Pudagla [...]. (C) – Unser erlauchter Fürst, Herr Herzog Wartislaw, schenkte diese Stäbe seiner hohen Universität zum Gedächtnis. (D)“

In der sprachlichen Form einer historischen Nachricht, ergänzt durch einen Stiftervermerk, werden die wichtigsten an der Universitätsgründung beteiligten Personen genannt: der Papst, der in einem Privileg die Erlaubnis zur Errichtung erteilt hatte, und der zuständige Bischof von Kammin, der dieses Privileg nach Greifswald brachte und erster Kanzler der Universität war. Auf dem am stärksten beeinträchtigten und bisher nicht zutreffend gelesenen Schriftband C ist zunächst der Name Heinrich Rubenows zu sehen, der als Bürgermeister und maßgeblicher Stifter auch erster Rektor und Vizekanzler wurde. Übersehen bzw.

¹⁹ Vgl. Dirk Alvermann, Die Greifswalder Akademischen Szepter 1456-1800. Geschichte – Gebrauch – Bedeutung, in: Dirk Alvermann/Nils Jörn/Kjell Å. Modéer (Hrsg.), *Virtus est satis hoc uno testificato libro*. Festgabe für Manfred Herling. Münster 2003, 113-142, hier 124-126.

falsch gelesen wurde bislang auch der Name des Laurentius, Abt des Prämonstratenserklosters Pudagla auf der Insel Usedom.²⁰ Auch ihm kam also der Inschrift zufolge eine herausragende Rolle bei der Universitätsgründung oder im Rahmen der Gründungsmesse zu, die sich jedoch anhand der schriftlichen Quellen kaum mehr konkretisieren lässt. In mehreren Urkunden und in der von Rubenow selbst angelegten Ehrenmatrikel der Universität, die offensichtlich nach dem Tod des Laurentius im Frühjahr 1457 entstand, wird dieser an erster Stelle der pommerschen Äbte genannt und als „größter Gönner und Förderer der Universität“ bezeichnet, der 70 rheinische Gulden gestiftet habe.²¹ Dadurch, dass dem Schriftband C Anfang und Ende sowie einige weitere Buchstaben fehlen, bleibt die Rekonstruktion der Inschrift hypothetisch. Das syntaktisch dem Abt zuzuordnende Partizip *publicatus* („öffentlich verkünden“ oder „bekannt machen“) könnte, falls das nur noch fragmentarisch erhaltene erste Wort ursprünglich *rector* lautete, insgesamt die Deutung stützen, Abt Laurentius habe Heinrich Rubenow als ersten Rektor der Universität ausgerufen.²² In jedem Fall ist zu erkennen, dass wir hier den „offiziellen“ Kurzbericht über den Gründungsvorgang auf einem amtlichen Hoheitszeichen der Greifswalder Hochschule vor uns haben, und dieser Bericht setzt deutlich andere inhaltliche Akzente als die Inschriften der Rubenow-Tafel.

Herzog Wartislaw IX. hatte die Anfertigung der Szepter veranlasst, finanziert und legte sie während der Gründungsmesse in St. Nikolai auf den Altar. Die Urkunde, in der Rubenow aufgefordert wurde, Universitätsinsignien anfertigen zu lassen, datiert vom 28. September 1456.²³ Somit wäre Rubenow bzw. dem äußerst kunstfertigen Goldschmied nur knapp drei Wochen Zeit für diesen Auftrag geblieben, denn am 17. Oktober waren die Szepter bereits in Gebrauch.

²⁰ Zu den älteren, vor allem hinsichtlich der Inschrift C abweichenden Lesungen vgl. zuletzt *Alvermann*, Szepter (wie Anm. 19), 125f., *Victor Schultze*, Geschichts- und Kunstdenkmäler der Universität Greifswald. Zur 450jährigen Jubelfeier im Auftrag von Rektor und Senat. Greifswald 1906, 30, auch *Johann Gottfried Ludwig Kosegarten*, Geschichte der Universität Greifswald mit urkundlichen Beilagen. Bd. 1. Greifswald 1857, Bd. 2. Greifswald 1856, hier Bd. 1, 64.

²¹ *Item reverendus pater et dns. dns. Laurencius, abbas Uzenamensis in monasterio Pudglave, maximus nostre universitatis fautor et promotor, qui ddt. universitati 70 florenos Renensis in subsidium, sed tamen sub meo rectoratu decessit in huius universitatis detrimentum* (Ehrenmatrikel Rubenows, in: *Ernst Friedländer* (Hrsg.), Ältere Universitätsmatrikeln. Bd. 2: Universität Greifswald, Teil 1: 1456-1645. Leipzig 1893, 1f. Vgl. auch *Doris Bulach*, „Famosi et laudati opidi Gripeswald pro erectione novi studii ...“. Die Bedeutung von Klöstern und kirchlichem Vermögen für die Ausstattung der Universität Greifswald, in: *Bau- steine zur Greifswalder Universitätsgeschichte* (wie Anm. 1), 45-65, hier 50ff.

²² Zwar nicht die Greifswalder, wohl aber die Rostocker Matrikel differenziert zwischen der Wahl (*electus est*) und der Verkündung (*publicatus*) eines neuen Rektors. Vgl. etwa Matrikel Rostock (wie Anm. 15), Bd. 1, 110.

²³ *Kosegarten*, Universität 2 (wie Anm. 20), 27f. (Nr. 14).

Möglicherweise fixierte die Urkunde nur nachträglich, was der Herzog und Rubenow bereits vorher verabredet hatten. Da Rubenow auch sonst über weit reichende herzogliche Vollmachten verfügte, ist seine Beteiligung an der Konzeption der Szepterinschriften durchaus denkbar. Der Meister der Greifswalder Szepter ist unbekannt, die manierierte gotische Minuskel ist einzigartig und bisher nirgendwo anders nachweisbar. Der bislang aufgrund von stilistischen Vergleichen postulierte „westeuropäische“ Meister überzeugt jedenfalls nicht²⁴, denn die Szepter erhielten, abgesehen von den Schriftbändern, ihre heutige Gestalt ja im 18. Jahrhundert, sodass stilistische Vergleiche mit Stücken des 15. Jahrhunderts sinnlos sind.

Heinrich Rubenow wurde am 31. Dezember 1462 von Angehörigen der innerstädtischen Opposition ermordet und erhielt mit seiner Ehefrau Katharina Hilgeman ein Doppelbegräbnis im Chor der Greifswalder Franziskanerkirche. Die Grabplatte ist nicht erhalten, die auf Rubenow bezogene Inschrift aber bekannt, auch wenn ihre Überlieferung einige Fragen offenlässt. Sein Todesdatum war offenbar nach dem Nativitätsstil angegeben, sodass es sich beim 31. Dezember 1463 um den letzten Tag des Jahres 1462 nach modernem Gebrauch (Circumcisionsstil) handelt:

*Hic jacet egregius Vir Dominus Henricus Rubenow Legum Doctor eximius
Decretorum Baccalaureus Proconsul(que) et Syndicus hujus oppidi nec non
Consiliarius Domini Ducis Wartislai ac fidelis Procurator hujus monasterij
Anno Domini M CCCC LXIII In vigilia circumcisionis*

„Hier liegt der ausgezeichnete Mann Herr Heinrich Rubenow, Doktor des Römischen Rechts, vortrefflicher Baccalaureus des Kirchenrechts, Bürgermeister und Syndicus dieses Ortes, ebenso Rat des Herrn Herzogs Wartislaw und treuer Procurator dieses Klosters. Im Jahr des Herrn 1463 am Tag vor dem Fest der Beschneidung des Herrn (31. Dezember 1462).“

Nach akademischen Graden im Römischen und Kanonischen Recht werden seine städtischen Ämter, seine Tätigkeit für den Herzog und seine Bedeutung als Mittelsmann des Franziskanerklosters zur Stadt (*procurator*) genannt. Zwei hier verwendete Adjektive kehren in Inschriften über mehrere Jahrhunderte geradezu stereotyp für verstorbene Gelehrte wieder, nämlich *egregius* und *eximius* („vortrefflich“, „herausragend“, „ausgezeichnet“). Das Epitheton *egregius* wird uns auch in den noch zu behandelnden Rostocker Inschriften begegnen. Die Gelehrsamkeit Rubenows wird also besonders hervorgehoben, inschriftlich genannt werden jedoch nur seine akademischen Grade. Es fehlen seine universitären Ämter und Würden als Rektor, Vizekanzler und Dekan der Juristen.

²⁴ Walther Paatz, *Sceptrum Universitatis*. Heidelberg 1953, 104, ihm folgend Birgit Dahlenburg, *Kulturbesitz und Sammlungen der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald*, hrsg. von der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald. Rostock 1995, 20.

Damit befinden wir uns bereits in einem weiteren wichtigen Bereich akademischer Selbstdarstellung: in der Sepulkralkultur. Grabmäler der Universitätsangehörigen sind vor allem in der Greifswalder St. Nikolaikirche, dem so genannten Dom, zu finden. Um die Gelehrten mit Pfründen zu versorgen, wurde die Pfarrkirche St. Nikolai in eine Kollegiatkirche umgewandelt und mit zahlreichen Zustiftungen bedacht. Leider sind die ältesten Greifswalder Grabplatten schlecht erhalten, weshalb auch die Inschriften teilweise so stark beeinträchtigt sind, dass ihre Rekonstruktion lückenhaft bleiben muss. Auf den ersten Blick ist die Grabplatte für den 1461 verstorbenen Heinrich Nacke wenig spektakulär, da nur ihr oberer Teil erhalten ist, sie zudem im 16. und 17. Jahrhundert umgearbeitet und schließlich durch die Abnutzung der Oberfläche weiter beschädigt wurde.

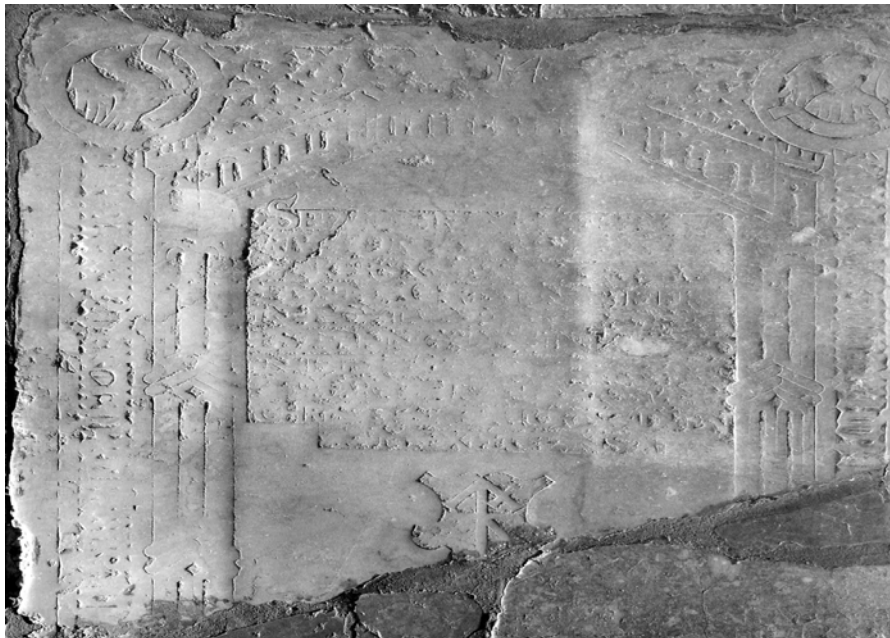


Abb. 3: Greifswald, St. Nikolai, Rest der Grabplatte für Heinrich Nacke

Ihr besonderer Wert liegt jedoch darin, dass es sich um das älteste Grabmal eines Greifswalder Universitätsangehörigen handelt. Die Inschrift lautet:

Anno · d(omi)ni · M cccc lxi · do(minica) · i(n) · o[ctava] · epiphanie · obiit · dominus · hinricus · nacke · primus / [- - -] · decanus / huius · collegiate · ecclesie · sancti · n]ico(la)i · c(uius) · a(n)i(m)a · p(er) · pia(m) · d(e)i · mi(sericordi)a(m) r(e)q(ui)escat · in · pace

„Im Jahr des Herrn 1461 am Sonntag in der Oktav nach der Erscheinung des Herrn (11. Januar) starb Herr Heinrich Nacke, erster [...] Dekan dieser Kollegiatkirche St. Nikolai. Seine Seele möge durch Gottes mildes Erbarmen in Frieden ruhen.“

Heinrich Nacke²⁵ war zunächst Kantor, seit 1458 der zweite Dekan des Nikolai-stifts, also dessen geistliches Oberhaupt. Im Herbst 1460 wurde er auch Rektor der Universität, verstarb jedoch bald darauf im Amt. Von der ehemals im Innenfeld der Platte sicher vorhandenen Personendarstellung ist nichts mehr zu sehen, weil sie schon im 16. Jahrhundert durch einen späteren Besitzer beseitigt wurde.

Auch die Grabplatte für den ersten Stiftspropst Heinrich Bukow, der einer Greifswalder Ratsfamilie angehörte und 1474 starb, wurde im 18. Jahrhundert wiederverwendet. Die ältere, umlaufende Inschrift lautet:



Abb. 4: Greifswald, St. Nikolai, Grabplatte für Heinrich Bukow

Übrigen dessen Gegner.²⁶ Es ist festzustellen, dass sein Rektorenamt in der Inschrift nicht genannt wird.²⁷

*Hic · in · d(omi)no [quiescit vene-
ra]bilis · d(omi)n(u)s ·
hi(n)r(ic)us · bukow · ecclesiar(um)
· cami(n)en(sis) · cano(n)ic(us) /
[et] · h(uius) · col(legiate) ·
p(re)posit(us) · p(r)i(m)us / q(ui) ·
obiit · f(e)ria · q(ui)nta · an(te) ·
d(omi)nica(m) · r(e)mini(scere) ·
a[n(n)o ·] d(omi)ni · M cccc lxxiiii*

„Hier ruht im Herrn der ehrwürdige Herr Heinrich Bukow, Kanoniker der Kamminer Kirche und erster Propst dieser Kollegiatkirche. Er starb am Donnerstag vor dem Sonntag Reminiscere (3. März) im Jahr des Herrn 1474.“

Heinrich Bukow war nicht nur von 1449 bis zu seinem Tod 1474 Propst, also weltliches Oberhaupt von St. Nikolai, sondern nach Rubenow auch zweiter Rektor der Universität und im

²⁵ Zu seiner Person vgl. vorerst *Theodor Pyl*, Geschichte der Greifswalder Kirchen und Klöster, sowie ihrer Denkmäler nebst einer Einleitung vom Ursprunge der Stadt Greifswald. Bd. 2: Geschichte der Greifswalder Geistlichkeit und Schule bis zur Reformation. Chronologische Übersicht der Geistlichen bis zur Gegenwart und alphabetisches Personenverzeichnis. Greifswald 1886, 831-834. Nacke wurde zum Nachfolger des 1457 aus Greifswald geflohenen ersten Dekans und Rubenow-Gegners Johannes Wulff ernannt.

²⁶ Vgl. *Pyl*, Geschichte (wie Anm. 25), 811f.; *Kosegarten*, Universität (wie Anm. 20), Bd. 1, 98f.

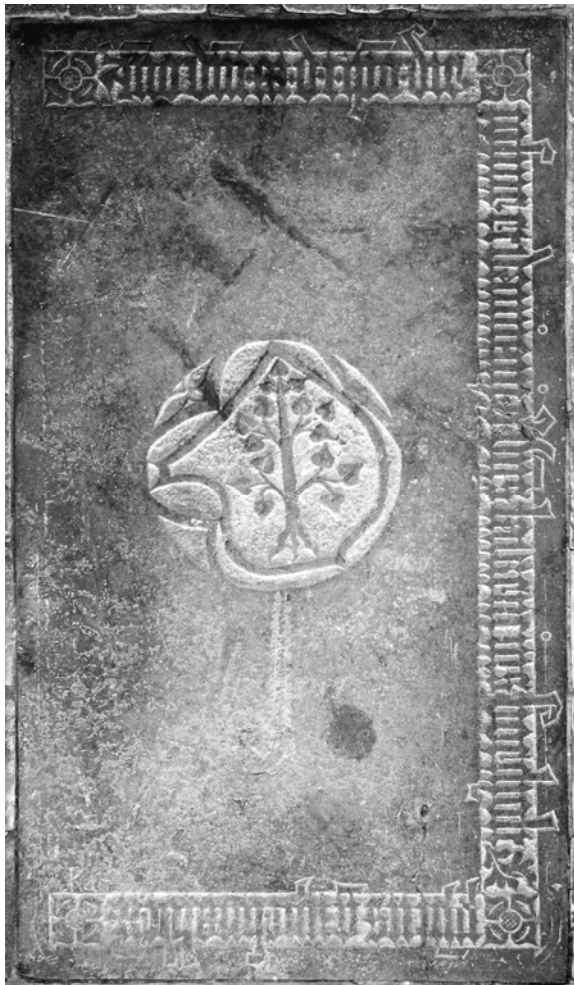


Abb. 5: Greifswald, St. Nikolai,
Grabplatte für Lorenz Bocholt

Erfurt. Seit 1456 ist er als Jurist in Greifswald nachweisbar; er erwarb einen kirchenrechtlichen Doktorgrad und war Dekan der Juristischen Fakultät sowie Rektor der Universität. Obwohl noch die gesamte linke Langseite der Platte weiteren Text hätte aufnehmen können, wurde bemerkenswerterweise nicht nur auf die Angabe der akademischen Grade verzichtet, sondern es fehlen auch die universitären Ämter und Würden.

Die Grabplatte für den dritten Stiftspropst Lorenz Bocholt, gestorben 1501 an der Pest²⁸, verdient schon deswegen besondere Aufmerksamkeit, weil sie unbeschädigt erhalten ist und nicht einer Wiederverwendung zugeführt wurde.²⁹ In der Plattenmitte ist ein gelehnter Wappenschild zu sehen. Die in der schlanken, gitterartigen Spätform der gotischen Minuskel angefertigte und an drei Seiten umlaufende, sprachlich schlichte Inschrift lautet:

*A(n)no d(omi)ni · M · d · i · ip(s)o ·
die · / cosme et damianj · o(biit) ·
d(omi)n(u)s laurencius boecholt · /
p(re)p(osi)tus gripeswalden(sis) ·*

„Im Jahr des Herrn 1501 am Tag der Heiligen Cosmas und Damian (27. September) starb Herr Lorenz Bocholt, Propst von Greifswald.“

Bocholt stammte aus Greifswald, studierte zunächst während des Exils der Universität Rostock hier³⁰ und immatrikulierte sich 1447 gemeinsam mit Rubenow an der renommierten Universität

²⁷ Vgl. *Pyl*, Geschichte 2 (wie Anm. 25), 810. Nach *Irrgang*, Peregrinatio (wie Anm. 13), 195, erwarb Bukow keinen akademischen Grad, vgl. Matrikel Rostock (wie Anm. 15), Bd. 1, 29b (Immatrikulation Januar 1428).

²⁸ Vgl. Matrikel Greifswald (wie Anm. 21), Bd. 2, Teil 1, 149, auch *Kosegarten*, Universität (wie Anm. 20), Bd. 1, 97f.

²⁹ Es handelt sich um eine von nur zwei Grabplatten der St. Nikolaikirche, die sich noch an ihrem ursprünglichen Standort befinden, hier in einer Kapelle des südlichen Seitenschiffs, die Bocholts Vorfahren gestiftet hatten.

³⁰ Matrikel Rostock (wie Anm. 15), Bd. 1, 57a (Immatrikulation Juni 1437).

Die Greifswalder akademische Elite der Frühzeit wird also in den epigraphischen Zeugnissen nicht als solche, sondern in relativ einfachen Inschriften als Stiftsangehörige und damit als Geistliche tituliert. Überspitzt könnte man formulieren: Wäre nicht aus anderen Quellen bekannt, dass es seit 1456 eine Universität gab, die bisher gezeigten Grabplatten würden ihre Existenz nicht verraten. Das gilt sogar für das Grabmal des überaus selbstbewussten Heinrich Rubenow.



Abb. 6: Rostock, Kloster Zum Heiligen Kreuz, Grabplatte für Heinrich Schone

Die Gelehrten schrieben sich vielmehr mit ihren Grabmälern in die geistliche Stifts-Gemeinschaft ein, welche die Pflege ihrer Memoria und damit die Sorge um ihr Seelenheil garantierte. Dafür bedurfte es offenbar nicht der epigraphischen Kumulation akademischer Ämter. Eine Ausnahme stellt die Rubenow-Tafel mit ihrer prononcierten akademischen Selbstdarstellung dar. Richten wir nun einen vergleichenden Blick auf die frühen Rostocker Grabplatten. Die älteste³¹ zeigt unter einem spätgotischen Baldachin den verstorbenen Heinrich Schone in Gelehrtenkleidung: einer Robe mit Ärmelschlitz und einem Pelzeinsatz am Kragen sowie einem Birett auf dem Kopf. In den Händen hält er ein Buch als typisches Attribut der Gelehrten.³² Der Text der Buchseiten nach Mt. 19,17³³ (A) ist vom oberen Plattenrand, also aus der Perspektive des Verstorbenen zu lesen:

Si · vis / vitam · / ingredi · / serva · manda/ta · dei ·

„Wenn du zum Leben eingehen willst, halte die Gebote Gottes.“

³¹ Vgl. *Friedrich Schlie*, Die Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Grossherzogthums Mecklenburg-Schwerin. Bd. 1: Die Amtsbezirke Rostock, Ribnitz, Sülze-Marlow, Tessin, Laage, Gnoien, Dargun, Neukalen. Hrsg. von der Commission zur Erhaltung der Denkmäler, Schwerin 1896, 191f. Jetzt auch in Die Grabplatten des Klosters „Zum Heiligen Kreuz“ in Rostock. Beschrieben und kommentiert von *Wolfgang Eric Wagner* unter Mitarbeit von Karsten Böger, Ute Eigenstetter u. a., Rostock 2007, Nr. 8.

³² Angemerkt sei, dass sich Bücher auch als Attribute in Darstellungen von Äbten und (in der Neuzeit) von Pastoren nachweisen lassen.

³³ Wortlaut der Vulgata: ‚Si autem vis ad vitam ingredi serva mandata‘.

Die zweite, umlaufende Inschrift (B) bezeichnet Schone ausdrücklich als Lehrenden der Universität (*ordinarius*):³⁴

*A(n)no · d(omi)nj · M / · cccc · lxxxix · me(n)s(is) · maij · xx · obijt ·
egre[g]ius / d(omi)n(u)s · et · m(a)g(iste)r · hinric(us) / schone · in · theolo-
gia · doctor · et · ordinari(us) · orate · p(ro) · eo ·*

„Im Jahr des Herrn 1489 am 20. (Tag des) Monats Mai starb der vortreffliche Herr und Magister Heinrich Schone, Doktor der Theologie und ordentlicher (Lehrer der Universität). Betet für ihn.“

Als Mitglied des Universitätskonzils wird Schone in einer Notariatsurkunde des Jahres 1482 gleich nach dem Rektor Albert Krantz genannt, dies wohl, weil er als Doktor der Theologie den höchsten akademischen Grad besaß, oder in seiner Funktion als Dekan der Theologischen Fakultät.³⁵

Die nicht erhaltene Grabplatte für den Juristen Balthasar Jenderick,³⁶ gestorben 1509, zeigte ihn als Geistlichen, nämlich mit einem Kelch in der Hand und dem Chorrock eines Stiftskanonikers, wie auch als Gelehrten. Sie befand sich einst in St. Jacobi, war relativ aufwändig gestaltet und weist zwei Inschriften in der schlanken, durch Schlingen verzierten Spätform der gotischen Minuskel auf. Die unten an der linken Langseite beginnende Inschrift A wurde so platziert, dass der Name des Verstorbenen an der oberen Schmalseite der Platte zu beiden Seiten seines Kopfes zu sehen ist:

*An(n)o · d(omi)ni · M^o · v^c ix die · prisce v(ir)g(inis) o(biit) Egregius · vir ·
d(omi)n(u)s · et · m(a)g(iste)r / Baltazar Jenderick / Decretoru(m) · doctor ·
Collegiat(us) · hui(us) · eccl(es)ie · cano(n)ic(us)*

„Im Jahr des Herrn 1509 am Tag der Jungfrau Prisca (18. Januar) starb der vortreffliche Mann, Herr und Magister Balthasar Jenderick, Doktor des Kanonischen Rechts, Mitglied des Kollegiums, Kanoniker dieser Kirche.“

³⁴ Das Wort *ordinarius* wurde im universitären Lehrbetrieb sowohl adjektivisch als auch substantivisch verwendet. Als substantivische Bezeichnung für den ‚ordentlich‘ Lehrenden (der sich mit den in den Universitätsstatuten vorgesehenen Texten und Autoren befasst und dessen Veranstaltungen in aller Regel zu Beginn des Tages stattfinden) ist es in Italien seit dem späten 13. Jahrhundert belegt, vgl. *Olga Weijers*, Terminologie des universités au XIII^e siècle. Rom 1987, hier 306-315.

³⁵ *Pluns*, Universität (wie Anm. 3), 323 Anm. 1118.

³⁶ Dazu auch *Schlie*, Kunst-Denkmäler (wie Anm. 31), 85f.



Abb. 7: Rostock, St. Jakobi, Grabplatte für Balthasar Jenderick

wohl von demselben Steinmetzen wie die Balthasar Jenderick. Der 1517 verstorbene Berchmann ist genauso dargestellt wie sein Kollege. Die umlaufende, ebenfalls links unten beginnende Inschrift lautet:

*Anno d(omi)ni M^o [v^c] x^o vii die marcii s(e)c(un)do o(biit) egregius vir
m(a)g(iste)r / [Johannes] Berchma(n) / [Legum] doctor ecc(les)ie h(uius)
Cano(n)ic(us) et in Facultate arcium [C]olle[giatus]*

Jenderick wird also mit akademischem Grad genannt und als *Collegiatus*, das heißt als Mitglied des Kollegiums der Lehrenden (der Universität),³⁷ sowie als Stiftskanoniker bezeichnet. Seine Ämter als Rektor und Dekan der Artisten spielen keine Rolle. Das Distichon (B) im unteren Bereich der Platte lautet:

*Egregiu(m) · specul(um) · Juris ·
q(uod) saxea · moles /
Conp(ri)mit · oretis · gaudeat · arce ·
poli*

„Ein hervorragender Spiegel des Rechts, welchen die steinerne Masse bedeckt. Betet, dass er sich in der Burg des Himmels erfreue.“

Dem Verfasser der Verse ist es also gelungen, auch hier das Gelehrten-Epitheton *egregius* unterzubringen. Mit „Spiegel des Rechts“ ist gemeint, dass der Gerühmte das kanonische Recht so genau wie ein Spiegelbild wiederzugeben verstand. Die erst im Jahr 2003 wieder entdeckte Grabplatte für Johannes Berchmann³⁸ stammt

³⁷ Grundlegendes zur Bedeutung des Begriffs *collegium*, woraus sich *collegiatus* herleitet, bei Weijers, Terminologie (wie Anm. 34), 70-75. Semantisch deutlicher ist der Titel *in Facultate arcium Collegiatus*, den die Inschrift für den 1517 verstorbenen Johannes Berchmann aufweist, vgl. das folgende Beispiel.

³⁸ Ein Abguss der Grabplatte ist heute an der Nordseite des Jakobikirchplatzes angebracht. Das Original befindet sich im Magazin des Landesamtes für Kultur- und Denkmalpflege Schwerin (Schloss Wiligrad, Lübstorf). Vgl. auch Torsten Rütz, Die Jakobikirche in Rostock, in: Archäologie unter dem Straßenpflaster (wie Anm. 3), 375-380, hier 379, Abb. 8 (Nachzeichnung).

„Im Jahr des Herrn 1517 am zweiten Tag des März starb der vortreffliche Mann Magister Johannes Berchmann, Doktor des Römischen Rechts, Kanoniker dieser Kirche und Mitglied des Kollegiums der Artistenfakultät.“

Wahrscheinlich war – wie auch auf der Grabplatte für Balthasar Jenderick – eine zweite Inschrift auf dem Feld am unteren Plattenende angebracht, die jedoch durch einen späteren Besitzer beseitigt wurde. Der Jurist Berchmann, mehrere



Abb. 8: Rostock, St. Jakobi, Grabplatte für Johannes Berchmann

Male Dekan der Artisten und Rektor der Universität, war in *Facultate arcium Collegiatus*, wird also inschriftlich präziser als der Theologe Schone nicht nur der Universität, sondern auch einer Fakultät zugeordnet. Dem vorangestellt wird jedoch seine Eigenschaft als Stiftskanoniker. Dass diese Würde bei Schone noch fehlt, hat historische Gründe: In seinem Todesjahr 1489 war die Erhebung der Pfarrkirche St. Jakobi zu einer Kollegiatkirche zwischen dem mecklenburgischen Herzog, dem Rostocker Rat und den Universitätsangehörigen noch heftig umstritten.³⁹ In dieser mehrere Jahre andauernden so genannten Domfehde spielten sowohl Balthasar Jenderick als auch Johannes Berchmann als Gesandte des Rates eine nicht unbedeutende Rolle. Das abschriftlich erhaltene Testament Berchmanns trägt das Datum seines Todestags, 2. März 1517.⁴⁰ Heinrich Schone starb wenige Wochen nach der Rückkehr der Rostocker Universitätsmitglieder aus Lübeck, wohin diese wegen des Kirchenbannes über die Stadt ausgewichen waren.⁴¹

Werfen wir einen kurzen vergleichenden Blick auf die Grabinschriften für die Rektoren der 1392 gegründeten Universität Erfurt.⁴² Zunächst entspricht der Bedeutung der Hochschule im 15. Jahrhundert die hohe Qualität der 24 erhalte-

³⁹ Dazu *Pluns*, Universität (wie Anm. 3), 84-120.

⁴⁰ Ebenda, 165, Anm. 555.

⁴¹ Zu den Ereignissen des Jahres 1489 vgl. ebenda, 118f.

⁴² *Abe*, Grabdenkmale (wie Anm. 4).

nen Stein- und Bronzegrabplatten, die teilweise renommierten Steinmetzen und Gießern zugewiesen werden können. In den Inschriften werden zwar akademische Grade genannt, aber sehr viel größeres Gewicht als auf die universitären Ämter wird auf die Zugehörigkeit zur jeweiligen geistlichen Gemeinschaft gelegt, in den allermeisten Fällen waren dies die Stiftskapitel von St. Marien oder St. Severi. So heißt es etwa über den dreimaligen Rektor und herzoglichen Leibarzt Hunold von Plettenberg:

*Anno domini 1475 in die sancti leo [!] obiit venerabilis vir dominus doctor Hunoldus de Plettenberg huius ecclesiae decanus et canonicus Yherosolimitanus c(uius) a(nima)*⁴³

„Im Jahr des Herrn 1475 am Tag des hl. Leo (6. November) starb der ehrwürdige Mann Herr Doktor Hunold von Plettenberg, Dekan dieser Kirche und Kanoniker von Jerusalem. Seine Seele.“

Die einzige Ausnahme von der eben formulierten Regel bildet die Inschrift für Konrad Stein, Rektor in den Jahren 1467 und 1498:

*Anno domini 1499 die 21. mensis Novembris obiit egregius dominus Conradus Stein utriusque iuris doctor hic in iure canonico ordinarius et amborum ecclesiarum canonicus c(uius) a(nima)*⁴⁴

„Im Jahr des Herrn 1499 am 21. Tag des Monats November starb der vortreffliche Herr Konrad Stein, Doktor beider Rechte, hier ordentlicher (Lehrer) des Kirchenrechts und Kanoniker beider Kirchen. Seine Seele.“

Gemeinschaftsbegräbnisse für die Angehörigen verschiedener Korporationen (Bruderschaften, Zünfte etc.) waren im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit keine Seltenheit. Dass Greifswalder Universitätsangehörige auf diese Art bestattet wurden, zeigt eine bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts in St. Jacobi (Greifswald) vorhandene Grabplatte des 15. Jahrhunderts mit der kurzen Inschrift *Lapis arcium facultatis*, also „Stein der Artistenfakultät“. Dass Ähnliches zu dieser Zeit auch in Rostock praktiziert wurde, belegen zwei Grabplatten, die sich in St. Petri vor dem Altar befanden und die über ihre Entstehung im Jahr 1499 Auskunft gaben. Auf einer Platte war zu lesen:

⁴³ Ebenda, 7 (Nr. 2). Wie die hier genannten beschränken sich auch zahlreiche weitere Erfurter Grabinschriften darauf, anstelle der vollständigen üblichen Fürbitte *cuius anima requiescat in pace* nur die Anfangsbuchstaben der ersten beiden Worte *c(uius) a(nima)* gewissermaßen als Kurzform anzuzutieren.

⁴⁴ Ebenda, 8 (Nr. 5). Die nur teilweise erhaltene Inschrift für den ebenfalls 1499 verstorbenen Konrad Schechteler wird wiedergegeben als *Anno domini 1499 in die (...) de Alsfeldia maioris collegii collegiatus c(uius) a(nima)*, ebenda, 9 (Nr. 9).

Dominus Meine Tobing Consul Luneburgensis fuit heres Conradi hic sepulti dedit (et) assignavit hunc lapidem pro sepeliendis scholaribus extraneis juridice facultatis perpetuis temporibus Anno Domini MCCCCXCIX

„Herr Meine Tobing, Ratsherr von Lüneburg, war Erbe des hier bestatteten Conrad. Er gab und bestimmte diesen Stein für zu bestattende auswärtige *scholares* der Juristischen Fakultät auf ewige Zeiten im Jahr des Herrn 1499.“⁴⁵

Der Lüneburger Conrad Tobing immatrikulierte sich im September 1467 in Rostock und erwarb 1469/70 das Baccalaureat an der Artistenfakultät, also den niedrigsten akademischen Grad.⁴⁶ Sein Verwandter und Erbe Meine oder Meinardus ist seit 1493 oder 1497 an der Universität nachweisbar. Er erwarb im Jahr 1502 unter dem uns bereits bekannten Dekan Balthasar Jenderick den Magistergrad.⁴⁷ Der Begriff *scholaris*, *scholarius* bezeichnet allgemein Universitätsangehörige, sowohl Studenten als auch Lehrende, hier der Juristenfakultät.

Die Inschrift der zweiten Grabplatte nennt *studentes* als diejenigen Personen, die darunter zu bestatten waren. Die Grabstelle war aber offenbar nicht für die Angehörigen einer einzelnen Fakultät bestimmt:

Domina Metke Pagels (et) Catharina Nieburs sorores (et) heredes Nicolai Knurcken hic sepulti simili modo hunc lapidem pro extraneis etiam studentibus dederunt Anno Domini MCCCCXCIX

„Frau Metke Pagel und Katharina Niebur, Schwestern und Erbinnen des hier bestatteten Nikolaus Knurcke, haben in gleicher Weise diesen Stein ebenfalls für auswärtige Studenten gegeben im Jahr des Herrn 1499.“⁴⁸

Diese zweite Inschrift verwendet dasselbe Formular und nimmt sogar ausdrücklich auf die erste Inschrift Bezug. Es wird somit deutlich, dass es sich bei den Stiftungen durch die Erben von Conrad Tobing und Nikolaus Knurcke um eine gemeinsame Aktion handelte. Nikolaus Knurcke immatrikulierte sich im Oktober 1455 und erwarb 1459 unter dem schon genannten Dekan Heinrich Schone gemeinsam mit einem Johannes Tobing das Baccalaureat an der Artistenfakultät.⁴⁹ Unter den genannten „auswärtigen Studenten“ sind wohl solche zu verste-

⁴⁵ Etwas von gelehrten Rostockschen Sachen (wie Anm. 7), 2, 1738, 78.

⁴⁶ Matrikel Rostock (wie Anm. 15), Bd. 1, 152b (Immatrikulation); 164a (Baccalaureus).

⁴⁷ Ebenda 268a, 284b (Immatrikulation), Matrikel Rostock (wie Anm. 15), Bd. 2, 5a (Baccalaureus), 14a (Magister).

⁴⁸ Etwas von gelehrten Rostockschen Sachen (wie Anm. 7), 2, 1738, 78.

⁴⁹ Matrikel Rostock (wie Anm. 15), Bd. 1, 106b (Immatrikulation), 123a (Baccalaureus).

hen, deren Bestattung aus welchen Gründen auch immer nicht an ihrem Heimatort durch ihre Familien erfolgte.⁵⁰

Schon diese Beispiele zeigen, dass auch die nicht mehr im Original erhaltenen, sondern nur noch abschriftlich überlieferten Inschriften unsere Kenntnisse erheblich erweitern können. Dies verdeutlichen zwei weitere Beispiele aus dem späten 16. Jahrhundert:⁵¹ Das Epitaph für den Greifswalder Professor der Medizin und herzoglichen Leibarzt Ezechias Reich (1532-1572), der zweimal Rektor der Universität war, befand sich ursprünglich in der St. Nikolaikirche. Zusammen mit anderen Inschriften für prominente Greifswalder wurde auch die des Reichschen Epitaphs im Jahr 1755 von Johann Carl Christian Dähnert publiziert.⁵² Der Inschriftentext weist zahlreiche antik-mythologische und anderweitig gelehrte Anspielungen auf, daher sind in die Übersetzung zusätzliche Erläuterungen in runden Klammern eingefügt worden:

*Ezechiae Richii virtus natalis et ortus
 Hac statua memori mente notata vigent
 Quem genuit praestans pietate Georgius alta
 Christo qui fecit pingua voce sacra
 Edidit hunc tellus Samogitta cincta novali
 Succina qua tumidis fluctibus unda vehit
 Dimidium vitae excoluit Visulaea Camaena
 Auxit dextantem Varneus arte chorus
 Felsineisque deunx Antenoridisque tributus
 Chironis studiis fulsit honore gradus
 Post haec ter decies dum sol pertransiit orbem
 Sanandi pressit corpora cura ducum
 Doctisona lingua fovitque Lycaea Gryphorum
 virtutis cuius fulsit in arte decus*

⁵⁰ In der Rostocker Matrikel werden einheimische Studenten anlässlich ihrer Immatrikulation immer als *intraneus* bezeichnet. Dank an Almuth Märker, Leipzig, für Hinweise zu diesen beiden Inschriften.

⁵¹ Vgl. zur frühen Neuzeit, auch wenn Inschriften eine untergeordnete Rolle spielen, zunächst *Stefanie Knöll*, Geistesadel. Grabmonumente für Professoren in Oxford, Leiden und Tübingen im 17. Jahrhundert, in: Mark Hengerer (Hrsg.), Macht und Memoria. Begräbniskultur europäischer Oberschichten in der Frühen Neuzeit. Köln 2005, 71-89. Zur Geschichte der Greifswalder Universität während der frühen Neuzeit vgl. *Hans Georg Thümmel*, Die Universität Greifswald in den ersten hundert Jahren, in: Bausteine zur Greifswalder Universitätsgeschichte (wie Anm. 1), 19-43, besonders 37-43, auch *Manfred Herling*, Die Universität 1539 bis 1815, in: Horst Wernicke (Hrsg.), Greifswald. Geschichte der Stadt. Schwerin 2000, 191-208.

⁵² Zu Ezechias Reich vgl. auch *Kosegarten*, Universität (wie Anm. 20), Bd. 1, 203, *Alvermann/Dahlenburg*, Köpfe (wie Anm. 18), 159. Das Epitaph ist nicht erhalten, die Aussage „Noch heute erinnert an ihn [Ezechias Reich – C. M.] ein Epitaph in der Nikolaikirche“ (ebenda) ist daher zu korrigieren.

*Culmine sed coeli postquam defluxerat axis
Saturni solvit torrida membra gelu
Delubro hoc chara quae cum genitrice quiescunt
Aethereo vitam mox habitura sono*

„Des Ezechias Reich Tugend, Geburtstag und Herkunft sind durch dieses Denkmal in der Vorstellung lebendig. Ihn erzeugte der an Frömmigkeit hervorragende Georg, der mit lauter Stimme Christus reiche Opfer brachte (= Vater war Pastor). Ihn brachte hervor das Samogethen-Land (= Samland), von Brache umgeben, wo die Welle mit schwellenden Fluten Bernstein führt. Die Hälfte seines Lebens hegte die Muse der Weichsel (= Schulbesuch Danzig), ein Sechstel legte hinzu in der Kunst der Chor der Warnow (= Studium Rostock), ein Zwölftel, gewidmet den Felsinischen und Antenoridischen Studien (= Studium Bologna, Padua), erglänzte in der Ehre des Chironischen (= medizinischen) Grades. Danach, während die Sonne dreißigmal den Erdkreis umrundete (= umrundet hatte), kümmerte sich eifrig die (Heil-)Sorge um die Leiber der Fürsten (= Position als Leibarzt) und förderte mit gelehrt tönender Zunge die Schule von Greifswald (= Professor), er, dessen Tugend-Ruhm in der Kunst erstrahlte. Aber nachdem vom Scheitel des Himmels der Streitwagen des Saturn herabgeglitten war, löste Kälte die starren Glieder (= Tod im Dezember). Sie, die in diesem Heiligtum mit der lieben Mutter ruhen, werden bald im himmlischen Schall leben.“

Diese Verse stellen die mit Abstand sprachlich ambitionierteste akademische Inschrift Greifswalds dar. Beispielsweise ist Felsina der etruskische Name für Bologna, Antenor der mythische Gründer Paduas. Sucht man nach den biografischen Spuren des Arztes Ezechias Reich in Rostock, findet man tatsächlich die Grabinschrift für seinen Vater, den auch in der Greifswalder Inschrift genannten Pastor Georg Reich, und für seinen Bruder Josias, die in St. Nikolai (Rostock) angebracht war:

M(agistro) GEORGIO REICHIO Saganensi viro pietate doctrina vitae sanctimonia beneficentia grauitate (et) Zelo praestanti (et) in florida senectute fidelissimo huius Ecclesiae Pastori ipsiusque filio IOSIAE REICHIO S(anctae) Theologiae Licentiatu patri doctrina (et) vitae integritate non inferiori (et) eiusdem in hoc templo successori viris optimis (et) cum omnium bonorum gemitu extinctis GERTRVDIS von der BEKE vidua marito carissimo mater filio desideratissimo cum lacrymis (et) spe futurae resurrectionis ipsa breui secutura P(osuit) Obiit pater anno 1565 2 Octob(ris) anno aet(at)is 70 Filius 1568 Cal(endis) Maii anno aetat(is) 33⁵³

⁵³ Etwas von gelehrten Rostockschen Sachen (wie Anm. 7), 4, 1740, 283, auch *Nathan Chytraeus*, *Variorum in Europa itinerum deliciae seu ex variis manuscriptis selectiora tantum inscriptionum maxime recentium monumenta*. Herborn 1594, 515.

„Dem Magister Georg Reich aus Sagan (Schlesien), dem durch Frömmigkeit, Gelehrsamkeit, Heiligkeit des Lebenswandels, Wohltätigkeit, Würde und Eifer hervorragenden Mann, dem im blühenden Greisenalter sehr glaubenstreuen Pastor dieser Kirche, und seinem Sohn Josias Reich, Lizentiat der heiligen Theologie, dem Vater an Gelehrsamkeit und Rechtschaffenheit des Lebenswandels nicht nachstehend und sein Nachfolger in dieser Kirche; diesen vorzüglichen und unter dem Jammer aller Guten verstorbenen Männer hat die Witwe Gertrud von der Beke (dieses Grabmal) für den sehr geliebten Ehemann, die Mutter für den sehr vermissten Sohn unter Tränen und in der Hoffnung auf die zukünftige Auferstehung, da sie selbst in Kürze nachfolgen wird, errichten lassen. Der Vater starb im Jahr 1565 am 2. Oktober im Alter von 70 Jahren / im 70. Lebensjahr, der Sohn 1568 an den Kalenden des Mai (1. Mai) im Alter von 33 Jahren / im 33. Lebensjahr.“

Georg Reich ist als großzügiger Förderer des Wiederaufbaus der Regentie Zum Roten Löwen an der Südseite des heutigen Universitätsplatzes und als Stifter zahlreicher Bücher für die Universität Rostock bekannt.⁵⁴ Sein Sohn Josias war mit dem Humanisten und Inschriftensammler Nathan Chytraeus (1543-1598) befreundet und mit diesem in Frankreich unterwegs. Als Georg Reich starb, musste sein Sohn die Reise abbrechen und dessen Nachfolge antreten, verstarb aber selbst zweieinhalb Jahre später. Die ebenfalls bei Dähnert überlieferte Greifswalder Inschrift für Gertrud Reich lässt darauf schließen, dass nach dem Tod der beiden Pastoren deren Witwe bzw. Mutter bei ihrem zweiten Sohn Ezechias Aufnahme fand, denn sie wurde wie dieser in St. Nikolai (Greifswald) bestattet:

*Anno 1571. d(en) 6 April ist ihn Gott verscheden die Gottsfurchtige Edele Viel tugendsahme Gerdrutt von der Becke seel(igen) H(er)n M(agisters) Georgii Reichii nachgelassene Wittwe undt H(er)n D(octors) Ezechiae Reichii Geliebte Mutter Ihres Alters 78 Jahr*⁵⁵

⁵⁴ Vgl. Karl-Heinz Jügelt, Magister Georg Reiche (1495-1565). Pastor der Nikolaikirche zu Rostock, und die Universität Rostock, in: Wissenschaftliche Tagung Universität und Stadt anlässlich des 575. Jubiläums der Eröffnung der Universität Rostock, veranstaltet von der Universität Rostock, Fachbereich Geschichtswissenschaften, in Verbindung mit dem Archiv und den Städtischen Museen der Hansestadt Rostock im November 1994, hrsg. von Peter Jakubowski und Ernst Münch. Rostock 1995, 103-114. Zur Lage der Regentie Zum Roten Löwen vgl. Münch/Mulsow, *Bildung* (wie Anm. 3), hier 424 Abb. 1.

⁵⁵ Johann Carl Christian Dähnert, *Pommersche Denkmale berühmter und verdienter Männer*. Zweytes Stück: Aus denen Greifswaldischen Kirchen, in: *Pommersche Bibliothek* 4.8. Greifswald 1755, 271–294, hier 280; Hans Georg Thümmel (Hrsg.), *Geschichte der medizinischen Fakultät Greifswald. Geschichte der medizinischen Fakultät von 1456–1713 von Christoph Helwig d. J. und das Dekanatsbuch der medizinischen Fakultät von 1714–1823*. Stuttgart 2002, 78.

Bei günstiger Quellenlage lässt eine Betrachtung der Grabmäler von Universitätsangehörigen also die Rekonstruktion von Familiengeschichten zu, die wiederum die Beziehungen zwischen den Hochschulen Rostock und Greifswald dokumentieren. Dazu ein weiteres Beispiel: Drei Mitglieder der Greifswalder Juristenfamilie Stephani studierten in Rostock, übernahmen Ämter an der Universität Greifswald und erhielten nach ihrem Tod Denkmäler in St. Nikolai (Greifswald).⁵⁶ Erhalten sind jedoch nur das Epitaph für Joachim Stephani, seine Ehefrau Barbara Ribow und ihre Kinder sowie die entsprechende Grabplatte.

Über die Geschichte dieser Familie hinaus handelt es sich um einen von wenigen Greifswalder Fällen, in denen sowohl die Grabplatte als auch das Epitaph von Verstorbenen erhalten sind. Interessant ist das Stephani-Epitaph auch, weil in der Inschrift die wechselvolle Geschichte des Denkmals selbst erläutert wird:

IOACHIMUS STEPHANI et BARBARA RIBOW hoc Epitaphium li=/beris suis 1 Barbarae 2 Joachimo 3 in utero mortuo 4 Catharinae 5 Joanni 6 Chris=/tophoro Per mortem in vitam caelestem translatis 7 Laurentio adhuc superstiti. / (et) sibi posuerunt, A(nn)o 1602. Post et Parentum ossa locus inferior recepit. Cum ve-/ro vis ventorum Anno 1650 hoc Monumentum una cum Templo deiecisset / Laurentius filius iD [!] reparari fategit [wohl für sategit] quidem sed fato Praeventus illud Curae / haeredibus demandavit qui ex voto Consummarunt Anno. M. DC. LIX

„Joachim Stephani und Barbara Ribow ließen dieses Epitaph für ihre Kinder 1. Barbara, 2. Joachim, 3. ein im Mutterleib gestorbenes, 4. Katharina, 5. Johannes, 6. Christoph, die durch den Tod ins ewige Leben eingegangen sind, für 7. Lorenz, der noch lebte, und für sich selbst im Jahr 1602 errichten. Und danach hat das unterirdische Grab die Knochen der Eltern aufgenommen. Als aber die Gewalt der Winde im Jahr 1650 dieses Denkmal zusammen mit der Kirche zum Einsturz brachte, hat sich ihr Sohn Lorenz unaufhörlich darum bemüht, dass es wiedererrichtet wurde, dies aber – durch das Schicksal daran gehindert – den Erben als Aufgabe anvertraut, die es auf seinen Wunsch im Jahr des Herrn 1659 ausgeführt haben.“

Joachim Stephani immatrikulierte sich 1567 in Rostock, erwarb 1571 den Magistergrad und wurde bald darauf in Greifswald außerordentlicher Professor der Philosophie und Mathematik. Während dieser Zeit widmete er sich auch dem Studium der Rechte, erwarb einen Doktorgrad und wurde Professor an der Juristischen Fakultät.⁵⁷ Er ist der Autor der bekannten, das landesherrliche Kirchen-

⁵⁶ Zu Joachim Stephani: *Alvermann/Dahlenburg*, Köpfe (wie Anm. 18), 189; Matrikel Rostock 2 (wie Anm. 15), 162b (Immatrikulation SS 1567), 165b (WS 1567/68), 173a (Magistertitel 20. März 1571).

⁵⁷ Matrikel Greifswald 2.1 (wie Anm. 20), 305 (Professor Greifswald), 316 (Doktorgrad), 318b (Professor an der Juristischen Fakultät).



Abb. 9: Greifswald, St. Nikolai, Epitaph für die Familie des Joachim Stephani

regiment begründenden Devise *Cuius regio, eius religio*.⁵⁸ Sein auf dem Epitaph genanntes, einziges überlebendes Kind Lorenz machte nach seinem Studium in Greifswald und Rostock⁵⁹ in Mecklenburg Karriere als Professor und Dekan der Juristischen Fakultät sowie als Rat der mecklenburgischen Herzöge und stellvertretender Vorsitzender des herzoglichen Gerichts.⁶⁰ Er starb 1657 oder 1658 und vermachte der Universität zwei kostbare Gefäße: ein Handwaschbecken (*malluvium*) und einen Krug (*gutturium* bzw. *aquimanile*), die mit lateinischen, in der Rostocker Matrikel überlieferten Gedenkschriften versehen wurden.⁶¹

Der jüngere Halbbruder des Joachim und somit Onkel des Lorenz, Matthias Stephani, immatrikulierte sich wie auch sein Neffe Lorenz zunächst in Greifswald, dann 1596 in Rostock.⁶² Weitere Karriereschritte – nach Studien an anderen Universitäten und einer Bildungsreise – führten ihn und seine Rostocker Ehefrau schließlich 1604 zurück nach Greifswald, wo er nach dem Tod seines Bruders ebenfalls ordentlicher Professor der Juristenfakultät wurde.⁶³ Für ihn, gestorben 1646, wurde das einzige bekannte deutschsprachige Gelehrtenepitaph Greifswalds errichtet:

Der Hochedle Vest und Hochgelarte Doctor Matthias Stephani, Fürtrefflicher Jurisconsultus und Hochverdienter Professor hiesiger Universitaet, wie auch Fuerstl(ich) Pommerscher Rath, Wolgastischer Regierung, ist A(nn)o 1579. den 24. Febr(uarii) zu Pyritz in Hinter-Pommern an diese Welt geboren, und folglich A(nn)o 1605. nach erwiesenen Proben stattlicher Wissenschaften zum Vicario in der Profession an damaligen Canzlers D(octoris) Dan(ielis) Rungen Stelle, bald darauf zum Extraordinario, und nach Absterben seines Bruders, D(octoris) Joachimi Stephani, zum Ordinario bey der Universitaet, imgleichen Regierungs-Rath zu Wolgast durch hohe Bestallung damaliger Hochfürstl(icher) Durchl(aucht) PHILIPPI JULII verordnet worden. Und nachdem er dem Akademischen Lehr-Amt durch emsigen Fleiß, weltbekannte Schriften, hiesigem Orte zum grossen Ruhm, ihm selbst aber zum unsterblichen Namen 43 Jahr löblich fürgestanden, daneben auch im Ehestande mit seiner ersten Frauen, Ilsa Eggerds, Rostockischen Kaufmanns Johann Eggerds Tochter, sechs, und nach deren Absterben mit Dorothea Seydels, D(octoris) Jacobi Seydels, hiesigen Professoris Medicinae, Tochter,

⁵⁸ Dazu *Martin Heckel*, Staat und Kirche nach den Lehren der evangelischen Juristen Deutschlands in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. München 1968, 227f.

⁵⁹ Ebenda, 348 (Immatrikulation 1599), Matrikel Rostock (wie Anm. 15), Bd. 2, 288a (Immatrikulation 1607).

⁶⁰ Matrikel Rostock (wie Anm. 15), Bd. 3, 141 (Dekan der Juristischen Fakultät 1645), 177 (Dekan der Juristischen Fakultät 1653).

⁶¹ Ebenda, 199.

⁶² Matrikel Greifswald (wie Anm. 20), Bd. 2, Teil 1, 333 (Immatrikulation 1587), Matrikel Rostock (wie Anm. 15), Bd. 2, 253a (Immatrikulation 1596).

⁶³ Matrikel Greifswald (wie Anm. 20), Bd. 2, Teil 1, 388.

*dreyzehn Kinder erzeugt, ist er endlich A(nn)o 1646 in 77. Jahr seines Alters seelig verschieden, der entseelte Körper aber in dieser Kirche zu seiner Ruhestätte gebracht worden.*⁶⁴

Wir erhalten also ausführliche Angaben zu Leben und Werk des Matthias Stephani, der nach dem Tod seiner ersten Rostocker Ehefrau in eine Greifswalder Professorenfamilie einheiratete. Doch nicht nur die Rostock-Greifswalder Beziehungen lassen sich anhand von Inschriften nachvollziehen. Dass das Grün-



Abb. 10: Helmstedt, St. Stephani, Grabplatte für Franciscus Parcovius

dungspersonal der 1576 entstandenen Universität Helmstedt zu einem nicht geringen Teil aus Rostock kam, belegt beispielsweise die Inschrift für den 1611 verstorbenen Mathematiker und Mediziner Franciscus Parcovius, dessen Grabplatte heute außen an St. Stephani (Helmstedt) angebracht ist:

*FRANCISCVS PARCOVIVS
ROSTOCHIEN[SIS]
PHI/LOSO]PH(IAE) ET
MEDICINAE DOCTO[R]
NASCITVR XXIX. APRIL(IS) +
ANNO MDLX · MORITVR
[HELM/S]TADII XIIX [IVN(II)
ANNO CHRISTI] / MDCXI
AETATIS LI PROFESSIONIS
XXV CVIVS ANIMA
REQVIESCAT IN PACE ·*

„Franciscus Parcovius aus Rostock, Doktor der Philosophie und der Medizin, ist geboren am 29. April im Jahr 1560 und gestorben in Helmstedt am 18. Juni im Jahr Christi 1611 nach 51 Lebensjahren und 25 Berufsjahren als Professor. Seine Seele ruhe in Frieden.“⁶⁵

Parcovius (Parkow) immatrikulierte

⁶⁴ Vgl. *Dähnert*, Denkmale 2 (wie Anm. 55), hier 276.

⁶⁵ Die Inschriften der Stadt Helmstedt bis 1800. Gesammelt und bearbeitet von *Ingrid Henze*. Wiesbaden 2005, Nr. 123.

sich 1578 in seiner Heimatstadt Rostock und erwarb 1583 den Magistergrad.⁶⁶ Im Oktober 1586 wurde er als Professor für Mathematik in die Helmstädter Philosophische Fakultät aufgenommen. Nach dem Erwerb des medizinischen Dokortitels wechselte er in die Medizinische Fakultät über. Er starb als Inhaber der ersten medizinischen Professur und Leibarzt des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel. Seit dem Tag seiner Promotion war er verheiratet mit Elisabeth Molinus aus einer Wolfenbütteler Ratsfamilie.

Kommen wir zum Schluss: Die Greifswalder Überlieferung erscheint zahlenmäßig relativ dünn, der kopiaalen Überlieferung von Inschriften kommt umso größere Bedeutung zu.⁶⁷ Personen aus dem Umkreis der Universität wie etwa Buchdrucker sind überhaupt nicht greifbar. Die Deutung dieses Befundes ist eigentlich nicht möglich, ohne zu klären, ob der heutige Denkmälerbestand zahlenmäßig und qualitativ in irgendeiner Weise dem ursprünglichen entspricht. Nicht nur für die Greifswalder Inschriften gilt, dass „durch den Zufall von Erhaltung und Zerstörung [...] damit gerechnet werden [muss], daß der – im Original wie auch durch nicht-originale Überlieferung faßbare – Bestand ein verzerrtes Bild vermittelt, wobei es noch nicht einmal möglich ist, den Grad dieser Verzerrung zu bestimmen“.⁶⁸ Aus verschiedenen Gründen und zu verschiedenen Zeiten wurden Kirchen ausgeräumt, Grabplatten beseitigt oder wiederverwendet, beschädigte Platten entsorgt, Einlagen oder ganze Objekte aus Edelmetall eingeschmolzen. Da weit über das Mittelalter hinaus der Kirchenraum als „eine[r] der wichtigsten Orte der Rangkonstitution“⁶⁹ auch für Gelehrte gelten muss, besäßen in situ erhaltene Grabmäler von Professoren und anderen Universitätsangehörigen einen hohen Erkenntniswert im Hinblick auf den sozialen Rang der einzelnen Bestatteten. In Greifswald befindet sich jedoch nur noch die Grabplatte für Lorenz Bocholt an ihrem ursprünglichen Standort.

Zwar lässt sich über das, was nicht oder nicht mehr vorhanden ist, kaum eine Aussage machen. Es ist jedoch wohl kaum ein Zufall, dass nicht nur in Greifswald, sondern auch in Jena und Helmstedt die Grabmäler für Angehörige der Juristischen Fakultät den größten Anteil ausmachen, gefolgt von denen der Theologen, Philosophen und schließlich der Mediziner. Das kann zum einen darin begründet liegen, dass Juristen in der Regel am besten bezahlt wurden, zum anderen darin, dass die Juristische Fakultät oft personell am stärksten besetzt war.

⁶⁶ Matrikel Rostock (wie Anm. 15), Bd. 2, 198a, 210a.

⁶⁷ Details zur Greifswalder Überlieferung und zu den Rückschlüssen, die daraus für die „akademische Epigrafik“ gezogen werden können, bei *Magin*, Leuchten (wie Anm. 1), 84f.

⁶⁸ *Renate Kohn*, Zwischen standesgemäßem Repräsentationsbedürfnis und Sorge um das Seelenheil. Die Entwicklung des frühneuzeitlichen Grabmals, in: Mark Hengerer (Hrsg.), *Macht und Memoria. Begräbniskultur europäischer Oberschichten in der Frühen Neuzeit*. Köln 2005, 19-46, hier 34 Anm. 35.

⁶⁹ *Marian Füßel*, Gelehrtenkultur als symbolische Praxis. Rang, Ritual und Konflikt an der Universität der Frühen Neuzeit. Darmstadt 2006, 312.

Darüber hinaus waren Stellen an der Artistenfakultät oft nur die erste Stufe einer akademischen Karriere. Vergleichende Betrachtungen zur „akademischen Epigrafik“ sind jedoch nur dann sinnvoll, wenn dabei die Spezifika der einzelnen Universitäten berücksichtigt werden: zunächst die Größe insgesamt und in Bezug auf das Personal der einzelnen Fakultäten, dann der Anteil des Bürgertums bzw. des Adels, ferner die dominierende Konfession sowie schließlich Besonderheiten der Verfassung und vieles andere mehr.⁷⁰

Die Überlieferung der Rostocker akademischen Inschriften scheint um einiges reichhaltiger zu sein als die Greifswalder. In beiden Städten tritt der geistliche Charakter der mittelalterlichen Universität deutlich hervor, da die meisten Verstorbenen als Stiftskanoniker oder geistliche Würdenträger angesprochen werden. Darüber hinaus zeichnet sich ab, dass die älteren Rostocker Denkmäler in ihrer Ornamentik und auch hinsichtlich der epigrafischen Gestaltung deutlich anspruchsvoller sind.⁷¹ Des Weiteren ist in Rostock das „akademische Milieu“, sind die universitären Ämter und Würden – anders als in Greifswald – bereits Thema der Inschriften. All diese vorläufigen Beobachtungen ließen sich jedoch nur auf einer breiteren Materialbasis, die andere spätmittelalterliche Universitätsinschriften möglichst des gesamten europäischen Raumes einbeziehen müsste, schärfer konturieren und mit größerer Präzision interpretieren.

⁷⁰ Dazu allgemein ebenda, 36f. Zur Universität Ingolstadt vgl. etwa *Helmut Flachenecker*, „... theologie ecclesiaeque gradum tradidit Auripolis, in grege pastor eram“. Die Obere Pfarr und die Universität, in: Ludwig Brandl/Christina Grimminger/Isidor Vollnhals (Hrsg.), *Liebfrauenmünster Ingolstadt*. Regensburg 2007, 60-67.

⁷¹ Angemerkt sei an dieser Stelle, dass verglichen mit den erhaltenen Rostocker Grabmälern die spätmittelalterlichen Erfurter (vgl. Anm. 4) und die vor allem in der frühen Neuzeit entstandenen Ingolstädter Grabmäler für Universitätsangehörige (wie Anm. 70) von höheren stilistischen Ansprüchen geprägt zu sein scheinen.

Heinz-Peter Schmiedebach

Die Medizinischen Fakultäten in Rostock und Greifswald unter dem Paradigma der Naturwissenschaft

Das Verhältnis zwischen den Universitäten Rostock und Greifswald wird häufig mit dem Begriff der Schwester-Universität umschrieben und mit einer freundschaftlichen und wissenschaftlichen Beziehung in Verbindung gebracht.¹ Betrachtet man die frühen, in der Entstehungszeit der Universität Greifswald relevanten Beziehungen, so könnte man eher von einem Mutter-Tochter-Verhältnis sprechen. Dies wird nach der neuern Forschung allerdings als zu weitgehend bezeichnet, trotz der von Roderich Schmidt festgestellten engen Zusammenhänge in personeller und verfassungsgeschichtlicher Hinsicht.² Beide Universitäten waren seit ihrer Gründung für das Gelehrtenleben im Ostseeraum positive Bezugspunkte. Lange Zeit bestand ihre erste Aufgabe in der Rekrutierung einer Führungs- und Verwaltungselite für Kirche und Staat. Erst mit der Umwandlung zur modernen Universität betrat im 19. Jahrhundert der professionelle Experte die Bühne, der als Spezialist seines Faches mit seinem Fachwissen in allen möglichen gesellschaftlichen Bereichen eine immer bedeutendere Rolle spielen konnte.³

Die folgende Betrachtung setzt mit dieser bedeutende Umorientierung der Medizin zu einem modernen, auf den Naturwissenschaften basierenden Fach ein. Zunächst soll das zu Beginn des 19. Jahrhunderts formulierte Ideal der Wissenschaft und die daraus von Wilhelm von Humboldt abgeleitete Beschreibung der modernen Universität als ein Fluchtpunkt der Erörterung skizziert werden. Sodann wird die naturwissenschaftliche Methode, wie sie um 1850 in der Medizin verstanden wurde, beschrieben. Die darauf folgende Erörterung stellt aber nicht die sogenannten naturwissenschaftlichen Grundlagenfächer wie Physiologie, Biochemie und andere in den Mittelpunkt, sondern mehr die klinischen Dis-

¹ *Gert-Horst Schumacher/Heinzgünther Wischhusen/Alfred Dorn*, Dem Gedenken zweier Anatomen, Otto Dragendorff (1877-1962) und Friedrich Strecker (1879-1959), an den Schwesteruniversitäten Rostock und Greifswald, in: *Anatomischer Anzeiger* 128, 1971, 191-201, hier 200.

² *Roderich Schmidt*, Kräfte, Personen und Motive bei der Gründung der Universitäten Rostock (1419) und Greifswald (1456), in: *Roderich Schmidt* (Hrsg.), *Fundatio et confirmatio universitatis. Von den Anfängen deutscher Universitäten*. Golbach 1998, 215-247, *Roderich Schmidt*, Rostock und Greifswald. Die Errichtung von Hochschulen im norddeutschen Hanseraum, in: *Peter Baumgart/Notker Hammerstein* (Hrsg.), *Beiträge zu Problemen deutscher Universitätsgründungen der frühen Neuzeit*. Nendeln 1978, 75-110.

³ *Eric J. Engstrom/Volker Hess/Ulrike Thoms* (Hrsg.), *Figurationen des Experten. Ambivalenzen der wissenschaftlichen Expertise im ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhundert*. Frankfurt am Main 2005.

ziplinen, die besondere Schwierigkeiten bei der Umsetzung dieser Vorstellungen hatten. Grundsätzlich ist wichtig festzuhalten, dass neben den sehr unterschiedlichen Interessenkonstellationen innerhalb einer Fakultät, die besonders in Phasen grundlegender Veränderung ihre Widersprüche entfalteten, sehr bedeutsame außeruniversitäre Faktoren ein dynamisches Wechselverhältnis zwischen innen und außen hinsichtlich der konkreten Fakultätsgestaltung entfalten konnten. War es in Rostock insbesondere die Stadt mit dem Armenkollegium, die sich gar explizit zur Wissenschaft in der Klinik äußerte, so spielten in Greifswald mehr der preußische Staat sowie verschiedene politische Lobbygruppen als wichtige Akteure eine Rolle. Diese wechselseitigen Dynamiken sind typisch für die modernen komplexen Forschungs- und Wissenschaftsverhältnisse, bei denen Politik und Wissenschaft zu Ressourcen füreinander werden.⁴ Am Greifswalder Beispiele der Maul- und Klauenseucheforschung um 1900 sollen einige dieser Verwobenheiten erörtert werden. Schließlich wird das ebenfalls mit der modernen naturwissenschaftlichen Ausrichtung der Medizin verbundene Problem des Menschenexperiments thematisiert, das besonders in der Zeit im Nationalsozialismus angesprochen werden soll.

Eine bedeutsame programmatische Grundlage der modernen Universität, das Ideal der Wissenschaft, wurde in wesentlichen Zügen in einer kleinen Denkschrift Wilhelm von Humboldts 1809/10 umrissen. Insgesamt sind fünf Punkte von Bedeutung.

- 1) Der Zweck der höheren wissenschaftlichen Anstalten ist es, Wissenschaft im weitesten Sinne des Wortes zu bearbeiten und als einen „von selbst zweckmäßig vorbereiteten Stoff der geistigen und sittlichen Bildung“ zu benutzen.
- 2) Die zu diesem Zweck notwendigen Prinzipien sind „Einsamkeit und Freiheit“. Da aber das Wirken der Menschheit nur im Zusammenwirken gedeiht, so muss die Universität so beschaffen sein, dass sich „ein ununterbrochenes, sich immer selbst wieder belebendes, aber ungezwungenes und absichtsloses Zusammenwirken“ ergibt und weiter erhält.
- 3) Da die Wissenschaft „immer im Forschen“ bleiben wird und keine fertigen Ergebnisse vermittelt werden können, ändert sich auch das Verhältnis von Lehrer und Schüler. Beide sind, wenn auch in unterschiedlicher Weise, dem wissenschaftlichen Fortgang verpflichtet. Der Lehrer ist geübt, aber leichter einseitig, während der Schüler weniger unterschieden und einseitig, aber „nach allen Richtungen mutig hinstre-

⁴ Mitchell G. Ash, Wissenschaft und Politik als Ressourcen für einander, in: Rüdiger vom Bruch/Brigitte Kaderas (Hrsg.), Wissenschaften und Wissenschaftspolitik – Bestandaufnahmen zu Formationen, Brüchen und Kontinuitäten im Deutschland des 20. Jahrhunderts. Stuttgart 2002, 32-51.

bend“ ist. Die Verbindung der beiden Kräfte bewirkt das fruchtbringende Wirken der Wissenschaft.

- 4) Der Staat hat die Pflicht, die Mittel für diese Tätigkeit zur Verfügung zu stellen und darf von den Universitäten nichts fordern, was sich unmittelbar und geradezu auf ihn bezieht, sondern muss die Überzeugung hegen, dass der Endzweck der Universität auch seine Zwecke, und zwar von einem viel höheren Gesichtspunkt aus, erfüllt. Die Ernennung der Universitätslehrer muss ausschließlich dem Staate vorbehalten werden.
- 5) An der Universität ist „Antagonismus und Reibung“ notwendig und die „Kollision, die zwischen den Lehrern durch ihr Geschäft selbst entsteht, kann auch unwillkürlich ihren Gesichtspunkt verrücken“.⁵

In diesen Bestimmungen wird die Autonomie der Universität zu einer wesentlichen Voraussetzung für die Entfaltung von Bildung und Wissenschaft. Zwar ist die Universität kein von der Gesellschaft abgeschotteter Elfenbeinturm; auch sollte der Staat durch die Ernennung der Hochschullehrer die Universitäten vor ungerechtfertigten individuellen Interessen und Vetternwirtschaft schützen, doch ist ihm ein zweckbestimmter Einfluß auf die Hochschule untersagt. Diese Vorstellung hat allerdings nicht erst heute, im Zeitalter der Zielvereinbarungen zwischen Ministerien und Universitäten, ihre Bedeutung verloren. Schon am Ende des 19. Jahrhunderts erfolgte eine vermehrte Einbindung der Universität in eine wissenschaftspolitische Steuerung, die das Ziel verfolgte, die Produktivkraft Wissenschaft zu optimieren. Es entstand eine facettenreiche wissenschaftliche Landschaft, die auch großbetriebliche Forschung und verschiedene außeruniversitäre Forschungseinrichtungen, wie die Kaiser-Wilhelm-Institute, umfasste.⁶ In diesem Prozeß der funktionalen Differenzierung waren die Universitäten nur noch ein Teil eines komplexen, durch verschiedenste Interaktionen von Politik, Industrie, Handel, Agrariern etc. bestimmten dynamischen wissenschaftlichen Netzwerkes.

Bekanntnisse zur Naturwissenschaft sind ab der Mitte des 19. Jahrhunderts von sehr vielen Medizinern überliefert. Rudolf Virchow, einer der Väter der Zellularpathologie, hat konkrete Ausführungen zur naturwissenschaftlichen Methode gemacht. In seiner ersten öffentlichen Rede im Mai 1845 betonte der junge Virchow, daß praktische Medizin „nie etwas anderes als eine angewandte Na-

⁵ *Wilhelm von Humboldt*, Über die innere und äussere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin, in: Ernst Aurich (Hrsg.), Die Idee der deutschen Universität. Die fünf Grundschriften aus der Zeit ihrer Neubegründung durch klassischen Idealismus und romantischen Realismus. Darmstadt 1964, 375-386.

⁶ *Rüdiger vom Bruch*, Autonomie und Universität – Gelegentliche Bemerkungen zu einem Grundproblem deutscher Universitätsgeschichte, in: Die Präsidentin der Humboldt-Universität zu Berlin (Hrsg.), Über Autonomie der Universität und akademische Freiheit. Berlin 1993, 7-38, hier 26.

turwissenschaft sein darf“.⁷ Er brachte dabei die naturwissenschaftliche Methode mit dem standespolitischen Bestreben um einen einheitlichen Ärztstand in Verbindung. Die Naturwissenschaften sollten die inhaltliche und methodische Grundlage für alle einzelnen ärztlichen Disziplinen bilden, womit die ärztliche Deutungsmacht eine moderne Legitimation erhielt und die bis dahin vorherrschende Zersplitterung in viele Kategorien unterschiedlich qualifizierter Ärzte aufgehoben werden konnte. Die Physik, die Chemie, die Anatomie und die Physiologie – so Virchow - mußten dem Kliniker dienstbar sein. Die Medizin als Wissenschaft habe nachzuweisen, dass das Leben nur ein Ausdruck für eine Reihe von Erscheinungen ist, deren jede einzelne nach den gewöhnlichen physikalischen und chemischen Gesetzen von Statten gehe.⁸ In klarer Form wird hier das naturwissenschaftliche Paradigma formuliert. Später musste Virchow diese Position in Zusammenhang mit der Frage nach dem Spezifischen des Lebens einer Zelle relativieren.⁹

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurde diese Ausrichtung durch einen Dreischritt beschrieben.

- 1) In der Klinik ist der Kranke mit allen Hilfsmitteln der Physik und der Chemie, Physiologie und Anatomie zu untersuchen.
- 2) Die Entstehung von Krankheiten und die Wirkung eines Arzneimittels sind im Tierexperiment zu erforschen. Das Tierexperiment wurde zu dem Standardmodell, an dem die Abläufe des menschlichen Organismus in analoger Weise erkannt werden sollten.
- 3) Auch der menschliche Leichnam sollte auf makroskopische, mikroskopische und chemisch-analytische Weise erforscht werden.

Im Jahre 1855 nahm Virchow eine Erweiterung vor. Man habe sich mit wissenschaftlichen Gegnern auseinander zu setzen und dabei Gründe und Gegengründe kritisch zu reflektieren. Bei alledem übe man sich in konsequenter Untersuchung, in folgerechtem Denken und in bescheidener Schlußfolgerung. Mit einem Wort, „man gewöhnt sich an die naturwissenschaftliche Methode“.¹⁰ Erkenntnisgenerierung nach der naturwissenschaftlichen Methode wurde als diskursive Praxis, bestehend aus Experimentieren und Erörterung der Ergebnisse, gefasst.

⁷ Rudolf Virchow, *Medizin und Naturwissenschaft*. Zwei Reden 1845. Mit einer Einführung von Werner Scheler. Berlin 1986, 59.

⁸ Virchow, *Medizin* (wie Anm. 7), 60.

⁹ Heinz-Peter Schmiedebach, „Ist nicht wirklich diese ganze zersetzende Naturwissenschaft ein Irrweg?“ Virchow und die Zellulärpathologie, in: *Medizinhistorisches Journal* 27, 1992, 26-42.

¹⁰ Rudolf Virchow, *Cellular-Pathologie*, in: *Archiv für Pathologie und Anatomie* 8, 1855, 3-39, hier 3.

Dieses Vorgehen korrespondierte mit der Gründung von zahlreichen medizinisch-naturwissenschaftlichen Gesellschaften.¹¹ Die vermehrte Bildung von Netzen und Vernetzungsstrukturen, in denen Institutionen, wissenschaftliche Akteure agierten und in denen das Wissen zirkulieren und verändert werden konnte, bewirkten einen Prozeß der disziplinären Differenzierung und Spezialisierung. Wenn man die einzelnen Disziplinen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an den Fakultäten Rostock und Greifswald betrachtet, so wird deutlich, dass der Kern einer naturwissenschaftlichen orientierten medizinischen Fakultät aus der Physiologie, der pathologische Anatomie, der physiologische Chemie und Pharmakologie bestand. Die Verteilungsmuster der beiden Fakultäten zeigen keine eklatanten Unterschiede; bis auf eine Ausnahme kann man sowohl in der Anzahl der Disziplinen als auch im Hinblick auf die Zeit ihrer Entstehung parallele Entwicklungen erkennen.¹²

Die Umsetzung der naturwissenschaftlichen Methode warf besonders in den klinischen Disziplinen manche Probleme auf. Bei der praktischen Ausbildung von Ärzten und in der klinischen Forschung wurden Patienten benötigt, die von Ärzten geheilt werden wollten und die, besonders im 19. Jahrhundert, als die moderne Wissenschaft erst langsam von Ärzten und Laien erfasst und akzeptiert wurde, wissenschaftlichen Experimenten mit einem gewissen Misstrauen begegneten. Der Widerspruch zwischen der sozialen Praxis der Medizin, die zu heilen hatte, und dem modernen wissenschaftlichen Bildungs- und Ausbildungsauftrag hat sich auch an den Fakultäten der norddeutschen Universitäten bemerkbar gemacht und kam in Rostock besonders in der Auseinandersetzung zwischen Universität und Stadt hinsichtlich der Rolle der universitären Medizin im städtischen Krankenhaus zum Ausdruck.

In Greifswald war im Kontext der klinischen Ausbildung am Krankenbett die Situation insofern einfacher, als seitens der schwedischen Regierung schon 1795 in einem Visitationsrezeß die Gründung eines klinischen Institutes zum Wohle armer Kranker und angehender Ärzte angeordnet wurde. Nach diesem Rezeß sollte nicht nur die medizinische Versorgung Bedürftiger, sondern auch die praxisnahe Ausbildung der Studenten am Krankenbett erfolgen. Es war Friedrich August Gottlob Berndt, der nach seiner Berufung 1824, als die Universität zu Preußen gehörte, die Leitung des sogenannten „Landeslazaretts“ übernahm, wo er die Auflagen umsetzte. 1831 konnte dann das neue klinische Lazarett als „Medizinisch-chirurgische Lehranstalt“ mit 40 bis 50 Krankenbetten eröffnet werden. Bis zu seinem Tod 1854 wuchs die Zahl der Studenten auf 74,

¹¹ Robert Jütte, Die Entwicklung des ärztlichen Vereinswesens und des organisierten Ärztestandes bis 1871, in: Robert Jütte (Hrsg.), Geschichte der deutschen Ärzteschaft. Köln 1997, 15-42, hier 19-23.

¹² Hans-Heinz Eulner, Die Entwicklung der medizinischen Spezialfächer an den Universitäten des deutschen Sprachgebietes. Stuttgart 1970, 522, 533.

die hier ausgebildet wurden.¹³ Sowohl unter der schwedischen als auch der preußischen Regierung war also die Bedeutung der Ausbildung der Medizinstudenten im Zusammenhang mit der Klinik ein wichtiges Desiderat, das vom Leiter der Einrichtung eigenständig umgesetzt werden konnte.

In Rostock war die Situation komplizierter, weil immer wieder die Stadt in verschiedener Weise Ansprüche anmeldete, woraus „unendliche Verhandlungen“ resultierten.¹⁴ Der im Zusammenhang mit der Greifswalder Situation schon benutzte Begriff „Klinik“ bezeichnete damals Ausbildungsstätten für Studenten wie auch für Ärzte, die in unterschiedlichen Formen existieren konnten. Nach einer Frühphase im späten 18. Jahrhundert, in denen sie primär der Lehre dienten, wurden sie später im 19. Jahrhundert zu einem spezifischen Erkenntnis- und Erfahrungsraum für Schüler und Lehrer gleichermaßen, in dem auch die Anforderungen der modernen Wissenschaft umgesetzt werden konnten.¹⁵ In Rostock sind drei klinische Institute von Interesse: das chirurgische Klinikum von Johann Wilhelm Josephi, die medizinische Klinik von Heinrich Spitta und die medizinisch-chirurgische Klinik von Johann Karl Friedrich Stempel.

Die auf privater Basis gegründete Klinik vom Josephi, der seit 1789 Professor in Rostock war, existierte von 1801 bis 1805 und hatte den Zweck, Wundärzte auszubilden, die besonders für die medizinische Versorgung der Landbevölkerung und des Militärs benötigt wurden. Diese Klinik war zwar eine von einem Professor geführte Ausbildungsstätte, die sich der Bildung der „niedereren“ Chirurgen widmete, jedoch keine ärztliche Ausbildung durchführte und deren Existenz von den finanziellen Zuwendungen von Bürgertum, Stadt und Land abhing.¹⁶ Beim medizinischen Klinikum von Spitta, der seit 1825 als Professor in Rostock wirkte, war dies anders. Er gründete noch im Jahr seines Amtsantritts eine Poliklinik, deren Angebot sich ausschließlich an Medizinstudenten richtete. Die Bindung mit den Institutionen der Stadt war durch einen Vertrag mit dem Armenkollegium rechtlich geregelt. Die Einrichtung existierte bis 1838. Klinisch-praktische Unterweisung der Studenten war die eine Seite seines Konzeptes; die Studenten hatten sich in pflegerischen Tätigkeiten und Aderlässen zu üben und waren beim Ausstellen von Rezepten zu äußerster Sparsamkeit an-

¹³ Heinz-Peter Schmiedebach, Die Medizinische Fakultät Greifswald in den letzten 200 Jahren – Akademische Tradition und gesellschaftliche Anforderungen, in: Dirk Alvermann/ Karl-Heinz Spieß (Hrsg.), Universität und Gesellschaft. Festschrift zur 550-Jahrfeier der Universität Greifswald 1456-2006. Bd.1. Rostock 2006, 289-370, hier 293f.

¹⁴ Astrid Amhausend, „Chaos und unendliche Verhandlungen“. Die Gründungsphase des Rostocker Stadtkrankenhauses 1794-1865. Rostock 2003.

¹⁵ Johanna Bleker, „...der einzig wahre Weg, brauchbare Männer zu bilden“. Der medizinisch-klinische Unterricht an der Berliner Universität 1810-1850, in: Peter Schneck/Hans-Uwe Lammel (Hrsg.), Die Medizin an der Berliner Universität und an der Charité zwischen 1810 und 1850. Husum 1995, 90-100.

¹⁶ Amhausend, „Chaos“ (wie Anm. 14), 39-48.

gehalten. Die andere Seite seiner Ausbildung zeigt Berührung zur ärztlichen Bildung und zur naturwissenschaftlichen Methode. Zweimal täglich hielt er eine Vorlesung, aus eigenen Mitteln richtete er eine klinische Bibliothek ein. Möglichst häufig wurden Sektionen angestrebt. Ärztliche Bildung sollte vermittelt werden, um das Urteilsvermögen der jungen Ärzte zu schärfen. Spitta war sich aber der Grenzen seiner Einrichtung im Hinblick auf die Wissenschaft bewusst und führte bereits 1826 aus, dass in einem Krankenhaus „den Kranken nicht nachtheilige und Kunst und Wissenschaft vielleicht sehr fördernde Versuche leichter angestellt werden“ könnten. Er hoffte auf ein größeres Krankenhaus, das die Schnittstellen zwischen Krankenbehandlung, angewandter Theorie und medizinischer Wissenschaft produktiv zu nutzen versprach. Die starke Bedeutung der Studentenausbildung war schließlich für die Kündigung des Vertrags verantwortlich. 1838 kündigte das Armenkollegium die Zusammenarbeit, weil die Krankenbehandlung in den letzten beiden Jahren fast ausschließlich von Studenten übernommen worden sei.¹⁷

In der dritten, auf professorale Initiative hervorgegangenen Klinik entstand im Unterscheid zu den bisherigen Beispielen eine stationäre Einrichtung, die auch der studentischen Ausbildung diente. Zunächst gründete Stempel, der 1826 als ordentlicher Professor nach Rostock berufen worden war, 1827 ein Ambulatorium, ein Jahr später aber bereits eine stationäre Klinik. Gegenüber der Stadt erwähnte er in seiner Begründung Ausbildung und Wissenschaft in keiner Weise, sondern stellte den finanziellen Vorteil durch geplante Einsparungen bei Arzneimitteln und die schnellere Genesung in den Vordergrund. Die Finanzierung erfolgte aus einer jährlichen Unterstützung von 100 Reichstalern durch die Stadt, dann aus Honoraren zahlender Patienten; einige Rostocker Handwerksämter schickten ihre Gesellen in die Klinik, und schließlich waren es auch mehrere Domanalämter, die ihre Kranken bei Stempel versorgen ließen. Die Studenten hatten die Krankengeschichten zu dokumentieren und waren für Verbandswechsel und kleinere Operationen zuständig. Zudem wurden pro Jahr etwa 20 Sektionen durchgeführt, für die jeweils der Student verantwortlich war, der den Verstorbenen zuletzt behandelt hatte. Neben einer Bibliothek bestand auch noch eine pathologische Präparatesammlung. Der Bildungsaspekt hatte also in dieser Einrichtung, die vertraglich unabhängig und finanziell gut abgesichert war, eine weitere Ausformung erfahren.¹⁸ 1847 ging Bernhard Sthamer mit der Eröffnung eines „Pathologisch-chemischen Institutes der Universität Rostock“ einen weiteren Schritt in Richtung der modernen wissenschaftlichen Krankenhausmedizin. Anders als der Name suggeriert, war dieses Laboratorium in einem Zimmer der Klinik Stempels untergebracht und primär mit der chemischen Analyse des Urins der Patienten befasst. Stahmers Aktivitäten fügten sich in eine Reihe ande-

¹⁷ Ebenda, 48-53.

¹⁸ Ebenda, 62-70.

rer ähnlicher Initiativen ein. Als Stahmer jedoch bei der Besetzung des Lehrstuhls der Chemie und Pharmazie 1849 nicht berücksichtigt wurde, verließ er 1850 Rostock, was auch das Ende dieser modernen Verbindung von Labor und Krankenhaus bedeutete.¹⁹

1838 wurde ein neuer Vertrag zwischen dem Armenkollegium und der medizinische Fakultät geschlossen, der das „Haus an der Grube“, das damalige städtische Krankenhaus unter der Leitung des Armeninstitutes, betraf. In diesem Vertrag allerdings war die medizinische Fakultät mit zahlreichen Pflichten ausgestattet und konnte weder über die Aufnahme noch über die Frage der Sektionen entscheiden. Auch hinsichtlich der Einbeziehung der Studenten in die Krankenbehandlung zeigte sich das Armenkollegium äußerst reserviert. Obwohl damit eine erste Vereinbarung zwischen Medizinischer Fakultät und dem Armenkollegium bestand, waren Konflikte vorprogrammiert. Im Jahre 1841 kam es zu massiven Differenzen. Ausgangspunkt war der Vorwurf an den Vertreter Strempeles, der ein nur von einem Studenten unterzeichnetes Rezept weitergeleitet haben sollte.²⁰ Auch als die Gründung eines neuen Krankenhauses näher rückte, betrachtete das Armenkollegium die Einbeziehung der Universität in das neue Krankenhaus als „höchst gefährlich und nachtheilig“. Großherzog Paul Friedrich, der an der Mitnutzung des neuen Krankenhauses durch die Fakultät interessiert war, musste intensiv in die Verhandlungen eingreifen.²¹

Für das neue, auf Kosten der Stadt erbaute Krankenhaus war eine Nutzung der Universität für Unterrichts- und Prüfungszwecke vorgesehen; doch sollte zunächst eine „selbständige Thätigkeit und Einmischung der Studenten“ ausgeschlossen werden, um das öffentliche Vertrauen in das Krankenhaus nicht zu gefährden. Der Aufenthalt für Studenten im Krankenhaus war nur in ärztlicher Begleitung gestattet, um sie nicht im „uncontrolirten Umgange mit dem weiblichen Patienten zu lassen.“²² Zwar wurden später diese Restriktionen gegenüber den Studenten etwas zurückgenommen, doch war das Armenkollegium befugt, den Unterricht am Krankenbett zu überwachen, weil man befürchtete, „daß die betr. Herrn Akademiker sich mitunter durch wissenschaftliche Interessen verleiten lassen dürften, weiter zu gehen, als die reine Wiederherstellung der grade in der Kur befindlichen Individuen solches erheischt.“²³ Sehr deutlich kam um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Distanz gegenüber den Anforderungen der wissenschaftlichen Medizin seitens der Öffentlichkeit und des Rates zum Ausdruck.

¹⁹ *Gisela Boeck/Johannes Büttner*, Bernhard Stahmer (1817-1903) und die Gründung eines pathologisch-chemischen Laboratoriums in Rostock, in: Hans-Uwe Lammel (Hrsg.), *Schweinsledereinband und japanisches Wachs. Geschichtliche Einblicke in die Medizinische Fakultät*. Rostock 2002, 83-101.

²⁰ *Amhausend*, „Chaos“ (wie Anm. 14), 123.

²¹ Ebenda, 125-126.

²² Ebenda, 125.

²³ Ebenda, 128.

Es wurde um 1850 nicht durchgehend akzeptiert, dass Wissenschaft kein akademischer Selbstzweck, sondern notwendiger Bestandteil einer modernen Krankenhausmedizin war.

In den Folgejahren wurde die Ausgangslage für die medizinische Fakultät jedoch immer günstiger. Als 1855 das neue städtische Krankenhaus eröffnet werden konnte, wurde maßgeblich durch das Einwirken der Fakultät, die auch auf das bereits vorliegende Beispiel Greifswalds verwies, eine Trennung zwischen Innerer Medizin und Chirurgie vollzogen und damit der funktionellen Differenzierung in der modernen Medizin Rechnung getragen. Als Leiter der Abteilung für innere Medizin wurde der 1854 berufene Benjamin Theodor Thierfelder eingesetzt. Der als Nachfolger von Stempel ab 1861 tätige Gustav Simon konnte mehrfach erfolgreich die Finanzierung für die Versorgung derjenigen Patienten sichern, die für die Medizinische Fakultät klinisch interessant waren. Auch der Großherzog gab Zuschüsse, u. a. für neue Instrumente und für die Aufstockung der Bibliothek.²⁴ Die Vorgänge zeigen, wie schwer es für eine medizinische Fakultät war, medizinische Praxis, Nutzenanwendung, Bildung und Wissenschaft in einem städtischen Krankenhaus zu integrieren, und wie immer wieder die Bedingungen mit der Stadt für die Umsetzung dieses modernen Ausbildungs- und Forschungsmodells ausgehandelt werden mussten.

In Greifswald zeigten sich am Ende des 19. Jahrhunderts anhand der Etablierung der Hygiene die Interessen des preußischen Staates. 1888 wurde mit der Gründung eines Hygiene-Instituts der Bedeutung des neuen Faches der Bakteriologie Rechnung getragen. Als erster Lehrstuhlinhaber wirkte der Bakteriologe Friedrich Loeffler, ein Schüler Robert Kochs.²⁵ Nur durch direkte Intervention des mächtigen Mannes im preußischen Kultusministerium, Friedrich Althoff²⁶, konnte Loeffler, der auf dem letzten Platz der von der Fakultät erstellten Berufungsliste stand, diese Stelle in Greifswald antreten. Unter Zurücksetzung der Voten der Fakultät fällte das preußische Ministerium eine Entscheidung, die auch die Erforschung von Krankheiten, die zu wirtschaftlichen Schäden in der Landwirtschaft führten, im Blick hatte. Loeffler, der bereits 1884 den Erreger der Diphtherie identifiziert hatte, wurde 1897 in die Königliche Kommission zur Erforschung der Maul- und Klauenseuche am Institut für Infektionskrankheiten in Berlin berufen.

Die Suche nach dem Erreger und einer Immunisierungsmethode ist in mehrfacher Hinsicht ein Beispiel für die komplexen Interaktionen auf dem Feld moderner mikrobiologischer Forschung:

²⁴ Ebenda, 63-181.

²⁵ *Anja Moschell*, Friedrich Loeffler (1852-1915). Ein Beitrag zur Geschichte der Bakteriologie und Virologie. Diss. med. Mainz 1994.

²⁶ *Wolfgang U. Eckart*, Friedrich Althoff und die Medizin, in: Bernhard vom Brocke (Hrsg.), Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftspolitik im Industriezeitalter. Das System „Althoff“ in historischer Perspektive. Hildesheim 1991, 375-404.

- 1) Loeffler war nicht nur in Berlin und in Greifswald tätig, sondern auch in verschiedenen landwirtschaftlichen Betrieben zwischen Berlin und Greifswald. Das Labor wurde in die Stallungen verlagert, wo die Forscher auch Experimente durchführten. Um möglichst zeitnah beim Ausbruch der Seuchen vor Ort tätig werden zu können, war man auf modernste Kommunikationsmittel und Informationsnetze angewiesen. So waren die Kreistierärzte vom Ministerium angewiesen worden, sofort telegraphische Mitteilung über den Seuchenausbruch zu machen. Mit der Eisenbahn fuhren die Wissenschaftler dann unmittelbar zu den entsprechen Gehöften. Ohne Telegraphie, ministeriale Anweisung und Eisenbahn wäre diese multilokale wissenschaftliche Arbeit nicht möglich gewesen.
- 2) Das gesamte Forschungsunternehmen stand unter der äußerst kritischen Beobachtung landwirtschaftlicher Verbände und der Presse. Dabei wurden nicht nur heftige Angriffe auf Loeffler und das Kultusministerium geäußert, wie es in der Berliner Abendpost vom 24. April 1911 geschah. Man warf Loeffler vor, den Erreger immer noch nicht entdeckt zu haben und hielt dem Landwirtschaftsministerium vor, zu sehr in Loefflers Methoden vertraut zu haben, wodurch es zu einer weiteren Verbreitung der Maul- und Klauenseuche gekommen sei. Noch wichtiger waren die Interventionen der Lobbyisten aus der Landwirtschaft; diese hatten solche Durchschlagskraft, dass die Bedingungen des Forschungsprozesses immer wieder neu festgelegt werden mussten. Als in der Nähe Greifswalds mehrere Fälle von Maul- und Klauenseuche auftraten, wurden die Forschungen Loefflers dafür verantwortlich gemacht. Das preußische Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten sah sich genötigt, die Angelegenheit zu überprüfen und verlangte bald die Einstellungen der Forschungen. Obwohl das Kultusministerium diese Vorgehensweise nicht unterstützte, wurden schließlich, besonders auf Drängen der landwirtschaftlichen Vereine in Pommern, im Februar 1907 alle weiteren Arbeiten zur Erforschung der Maul- und Klauenseuche untersagt. Da die Ministerien jedoch prinzipiell die Arbeit Loefflers als erfolgversprechend betrachteten, suchte man nach einer Lösung. Die Insel Riems wurde als geeignete Forschungsstelle angesehen und im April 1909 genehmigte das Landwirtschaftsministerium einen ersten Geldbetrag zur Errichtung von Bauten und Stallungen. Im Januar 1911 konnte Loeffler mitteilen, dass die ersten 75 Liter des Serums gegen die Maul- und Klauenseuche hergestellt worden seien. Dieses Beispiel macht deutlich, wie nicht nur die Grenzen zwischen universitärer Forschung und staatlichem Auftrag verwischt wurden, sondern auch die zwischen Grundlagen- und angewandter Forschung. Ein komplexes Zusammen-

spiel von Ministerium, Presse, Lobbyisten bestimmte die Konturierung des Forschungsprozesses, in dem die einzelnen Schritte immer wieder neu arrangiert werden mussten.²⁷

Die beiden Beispiele der Interaktionen zwischen medizinischer Fakultät in Rostock und Greifswald einerseits und Stadt oder Staat andererseits offenbaren deutliche Unterschiede in den Motiven der außeruniversitären Akteure. Während das Rostocker Armenkollegium wissenschaftliche Aktivitäten im Zusammenhang mit Klinik und Patienten grundsätzlich kritisch betrachtete und damit eine gewisse Distanz zur Verbindung von Wissenschaft und Klinik zeigte, waren im preußischen Ministerium diese grundsätzliche Bedenken gegenüber der Wissenschaft nicht vorhanden. Vielmehr setzte man seitens des Kultusministeriums auf die modernen wissenschaftlichen Methoden Loefflers. Dass dieser dennoch seine wissenschaftlichen Arbeiten für zwei Jahre einstellen musste, war einem politischen Druck geschuldet, der von einer dritten Instanz ausging: den Lobbyisten der Landwirtschaft, die in den Forschungen eine Gefahr für die Viehbestände sahen und einen entsprechend starken Druck aufbauen konnten, dem sich die Ministerien nicht entziehen konnten. Anders als in Rostock, wo es um die Implementierung von Ausbildung und Wissenschaft in die Klinik ging, waren die späteren Konflikte in Greifswald einem höheren Grad von funktionaler Differenzierung und einem komplexen Interaktionsnetzwerk geschuldet, wie es für die moderne Forschungsdynamik typisch ist.

Die Entwicklung der Inneren Medizin im 19. und 20. Jahrhundert war geprägt von den Auswirkungen der naturwissenschaftlichen Orientierung. Ab 1895 konnte die Röntgentechnik für die Diagnosestellung benutzt werden, die Erkenntnisse aus der Elektrophysiologie werden seit Anfang des 20. Jahrhunderts in Form von Ableitungen und graphischen Kurvendarstellungen elektrischer Ströme von Herz und Gehirn für diagnostische Verfahren genutzt. Die Entdeckung der Hormone erbrachte die Voraussetzung für die Etablierung der Endokrinologie und für eine Betrachtung der Steuerungsmechanismen im menschlichen Organismus im Sinne kybernetischer Regelkreise. Das 1921 isolierte Insulin und der Diabetes mellitus wurden in den 1920er Jahren zu einem Schwerpunkt in Forschung und Therapie.

Die an der Medizinischen Klinik in Greifswald wirkenden Personen waren mit diesen Entwicklungen verbunden und repräsentierten den von Virchow bereits beschriebenen naturwissenschaftlich orientierten Mediziner. Zwischen 1900 und 1902 wirkte Ludolf Krehl in Greifswald, der konsequent eine streng naturwissenschaftliche Methodik seiner „pathologischen Physiologie“ vertrat. Von 1905 bis 1909 war Oskar Minkowski in Greifswald tätig. Er setzte als mo-

²⁷ *Heinz-Peter Schmiedebach*, *The Prussian State and Microbiological Research – Friedrich Loeffler and his Approach to the „Invisible“ Virus*, in: Charles H. Calisher/Marian C. Horzinek (Hrsg.), *100 Years of Virology. The Birth and Growth of a Discipline*. Wien 1999, 9-23.

derner Forscher stark auf die chemischen, biochemischen und histologischen Methoden und benutzte den Tierversuch als Erkenntnismethode. Schon 1889 hatte er einem Hund die Bauchspeicheldrüse entfernt und dabei festgestellt, dass nach der Exstirpation dieses Organs bei dem Hund die diabetische Erkrankung auftrate. Zwischen 1913 und 1928 waren es Paul Morawitz und Herman Straub, die als Verkörperung dieses modernen naturwissenschaftlich orientierten Kliniklers anzusehen sind. Die Schwerpunkte von Straub betrafen die Dynamik des Säugetierherzens sowie die physikalisch-chemischen Regulationsmechanismen der Atmung und den Mineralstoffwechsel.²⁸ 1924 konnte sich die Assistentin von Straub, Klotilde Gollwitzer-Meier, als dritte Frau im Deutschen Reich in Greifswald habilitieren. Sie beschäftigte sich ebenfalls mit der Physiologie und Pathophysiologie des Mineralstoffwechsels und erforschte experimentell die Regulierung des Herzzeitvolumens bei Blutverlust und im Schock. 1927 ging sie nach Frankfurt am Main und übernahm 1932 die Leitung des Balneologischen Institutes der Universität Hamburg.²⁹ Morawitz, der von 1913 bis 1921 in Greifswald ansässig war, hatte die physiologischen und pathophysiologischen Grundlagen der Blut- und Gefäßkrankheiten erforscht. Er setzte sich dafür ein, dass die mikroskopischen und chemisch-klinischen Untersuchungsmethoden von allen Assistenten im Stationslabor in standardisierter Form durchgeführt wurden.

Zwei seiner Assistenten folgten diesem Ansatz. Georg Ganter, der später auch in Rostock eine wichtige Rolle spielte, war von 1918 – in diesem Jahr habilitierte er sich – bis 1921 in Greifswald. Hier beschäftigte er sich mit dem Elektrokardiogramm und der Gastroenterologie.³⁰ Viktor van der Reis war ebenfalls sehr in der Erforschung der Darmverhältnisse engagiert. Er hatte eine Methode zur Entnahme von Darminhalt aus beliebigen Teilen des Darms entwickelt und gilt als einer der Väter der Mikrobiologie und Mikroökologie des Darmes.³¹

Schließlich trat mit der Berufung von Gerhard Katsch im Oktober 1928 eine Zeit längerer Kontinuität an der Medizinischen Klinik in Greifswald ein. Bis zum Jahre 1957 stand er an der Spitze der Klinik. Seine Forschungsschwerpunkte waren die Gastroenterologie, das Pankreas und die klinische Diabetologie. Tierexperimente und pathophysiologische Forschung waren auch hierbei bestimmend. Verschiedenartige Einrichtungen zur Versorgung diabeteskranker Mütter und Kinder entstanden zudem während seines Direktorats nicht nur in Greifswald, sondern auch auf Rügen. Mit der 1957 erfolgten Gründung des Fachausschusses für Diabetes konnte Katsch auch in diesen Fragen Einfluß auf die Entwicklung des Gesundheits- und Sozialwesens der DDR nehmen. Ein um-

²⁸ Schmiedebach, Fakultät (wie Anm. 13), 309-311.

²⁹ Friderike Heim, Klotilde Gollwitzer-Meier 1894-1954. Diss. med. Köln 1972.

³⁰ Schmiedebach, Fakultät (wie Anm. 13), 310.

³¹ Manfred Knoke, Viktor van der Reis – Wegbereiter der gastro-intestinalen Mikroökologie des Menschen, in: Nahrung. Food: Structure, Function, Interaction. 28, 1984, 593-598.

fassendes Netzwerk der Diabetikerversorgung war auf diese Weise ins Leben gerufen worden.³²

In Rostock war die Situation an der medizinischen Klinik allerdings im Unterschied zu Greifswald von vornherein durch weniger Wechsel und längere Kontinuitätsphasen gekennzeichnet. 1855 hatte Theodor Thierfelder die Leitung der neu abgetrennten Klinik für innere Medizin übernommen, wobei die Medizinische Fakultät ausdrücklich darauf verwies, dass die Trennung der Gebiete Innere Medizin und Chirurgie an anderen Universitäten, so auch in Greifswald, schon vollzogen sei. Doch Thierfelder vertrat auch noch die Fächer pathologische Anatomie und Enzyklopädie, was darauf verweist, dass die moderne Differenzierung noch nicht weit fortgeschritten war.³³ 1891 wurde sein späterer Nachfolger Friedrich Martius zum Extraordinarius und mit der selbständigen Leitung der medizinischen Poliklinik betraut. 1899 erhielt Martius ein Ordinariat und als Thierfelder 1901 erkrankte, trat er die Nachfolge an und vereinte die medizinische Poliklinik mit der medizinischen Klinik wieder unter seinem Direktorat. Bis 1921 wirkte er als Direktor der Klinik. Auch Martius verkörpert den Typus des modernen Wissenschaftlers. Er qualifizierte sich in Berlin an der experimentellen Abteilung des Physiologischen Institutes in der Experimentalforschungsmethode und arbeitete zur Untersuchung der Herzbewegung, wobei ihn der Einfluß der Nervensteuerung besonders interessierte. Bekannt wurde er als einer der Väter der Konstitutionspathologie, wozu er ab 1898 vermehrt arbeitete. Er gab eine Definition des Begriffs "Disposition" und wollte – wie er selbst sagte – die begriffliche und sachliche Trennung von Anlage und Auslösung im biologischen Geschehen für die Pathologie fruchtbringend gestalten.³⁴

Als 1916 das Schweriner Ministerium Geld für ein neues Extraordinariat bewilligte wurde Hans Curschmann mit der Leitung der medizinischen Poliklinik betraut. Nach der Emeritierung von Martius übernahm er 1921 das Direktorat, allerdings blieb die Poliklinik als eigenständige Einrichtung bestehen.³⁵ Curschmanns Ausbildung war am pathologisch-anatomischen Institut in Leipzig erfolgt, später sammelte er an neurologischen Kliniken in Heidelberg und Tübingen seine Erfahrungen, so dass es nicht verwundert, dass die Nervenkrankheiten einen Schwerpunkt in seinem Forschungsspektrum bildeten. Später wand-

³² Schmiedebach, Fakultät (wie Anm. 13), 312f.

³³ Konrad Canis, Geschichte der Universität Rostock von der Französischen Revolution 1789 bis zur Großen Sozialistischen Oktoberrevolution 1917, in: Günter Heidorn/Gerhard Heitz u. a. (Hrsg.), Geschichte der Universität Rostock 1419-1969. Bd. 1. Berlin 1969, 83-153, hier 149.

³⁴ Rainer Krügel, Friedrich Martius und der konstitutionelle Gedanke. Frankfurt am Main 1984.

³⁵ Werner Teichmann, Zur Geschichte der Klinik und Poliklinik für Innere Medizin, in: Epidaurus. 2, 1994, 14-16, Fridrun Geist, Die Entwicklung der Medizinischen Universitätspoliklinik Rostock von 1891-1965. Diss. med. Rostock 1965.

te er sich auch den Gefäß- und Blutkrankheiten, sowie den endokrinologischen Erkrankungen, besonders der Hypothyreose zu.³⁶

Georg Ganter, der zunächst in Greifswald und Würzburg als Assistent tierexperimentell arbeitete und auch als einer der Väter der Peritonealdialyse gilt³⁷, wurde im April 1926 als Extraordinarius und Direktor der medizinischen Poliklinik nach Rostock berufen, 1928 wurde er Ordinarius. Am 31. Mai 1937 entfernt man ihn aus politischen Gründen aus seinem Amt. In den verschiedenen Denunziationsbriefen aus den Jahren 1935 und 36 wird eine brisante Mischung deutlich: berufliche Alltagprobleme, der Konflikt mit einem Oberarzt sowie die Behandlung jüdischer Patienten verdichteten sich zu einer politisch brisanten Mischung, in der seine wissenschaftlichen Verdienste nicht mehr zählten. In einem Brief des damaligen Rektors, Ernst-Heinrich Brill, bestätigte sich die Ignoranz gegenüber den wissenschaftlichen Leistungen Ganter. Brill wiederholte die Denunziationsvorwürfe und stellte fest, dass er Ganter stets als „inneren Gegner der nationalsozialistischen Weltanschauung empfunden“ habe.³⁸ Mit keinem Wort ging der Rektor, Ordinarius für Dermatologie und Fakultätskollege, in dieser Stellungnahme auf die wissenschaftlichen Verdienste Ganter ein. Im Juni 1937 wurde dieser in den Ruhestand versetzt. Auch in Greifswald gab es mit der Denunziation des psychiatrischen Ordinarius Edmund Forsters einen ähnlichen Fall. Forster wurde schon im Herbst 1933 in den Ruhestand versetzt und tötete sich bald danach.³⁹

Der Nationalsozialismus hat in einer besonderen Weise die Forschungsmethoden der naturwissenschaftlich orientierten Medizin beeinflusst. Neben dem Tierversuch war im 19. Jahrhundert auch das Menschenexperiment zur Generierung neuer Erkenntnis benutzt worden. Die dadurch entstandenen ethischen Probleme veranlassten das Preußische Kultusministerium bereits im Jahre 1900, eine erste Verordnung über die Versuche in Kliniken zu erlassen. In der Weimarer Republik wurden weitere Regelungen beschlossen, die alle auf eine Stärkung der Rechte der Versuchspersonen hinausliefen⁴⁰, aber im Nationalsozialismus keine Bedeutung mehr hatten. Die niedrige Bewertung des Individuums, insbesondere derjenigen, die als „minderwertig“ galten, hat zur Herbwürdigung tausender von Menschen in den Konzentrationslagern zu Versuchskaninchen ge-

³⁶ *Geist*, Entwicklung (wie Anm. 35), 10-13.

³⁷ *N. Jung*, Georg Ganter (1885-1940) – ein Pionier der Peritonealdialyse, in: *Deutsches Gesundheits-Wesen* 38, 1983, 1662-1664.

³⁸ UA Rostock, Personalakte Ganter, Schreiben Brill vom 5.08.1936, Bl. 116.

³⁹ *Jan Armbruster*, Edmund Robert Forster (1878-1933). Lebensweg eines deutschen Neuropsychiaters. Husum 2005. Vgl. dazu den Beitrag von Werner Bucholz in diesem Band, bes. 64-66.

⁴⁰ *Rolf Winau*, Medizin und Menschenversuch. Zur Geschichte des „informed consent“, in: Claudia Wiesemann/Andreas Frewer (Hrsg.), *Medizin und Ethik im Zeichen von Auschwitz. 50 Jahre Nürnberger Ärzteprozeß*. Erlangen 1996, 13-29.

führt, bei denen oftmals auch der einkalkulierte Tod zum Versuchsdesign gehörten. Menschenexperimente dieser Kategorie konnten bislang weder für Rostock noch für Greifswald nachgewiesen werden.

Jedoch wurden in anderem Zusammenhang Menschenexperimente virulent. In den nach 1933 erlassenen Richtlinien für die wehrmedizinischen Universitätsvorlesungen wurde deutlich gesagt, dass wehrtoxikologische, wehrpharmakologische Fragen nicht nur im Lehrplan abzuhandeln waren, sondern auch durch Laboruntersuchungen an den Universitäten behandelt werden sollten, wobei nach den Tierversuchen auch eine Überprüfung im Menschenversuch zu erfolgen hatte.⁴¹ Die Wirkung und Neutralisierung chemische Kampfstoffe sollten an Gefangenen aus den Konzentrationslagern, aber auch an Freiwilligen erforscht werden. Dabei spielten die Soldatenkompanien eine Rolle. An mehreren deutschen Hochschulen wurden Räumlichkeiten für die Experimente mit freiwilligen Soldatenstudenten eingerichtet. In Rostock war 1940 die ehemalige Wohnung des „Klinikgehilfen Kutz“ leergeräumt und dem Pharmakologischen Institut, damals unter der Leitung von Ernst Ruickoldt, für diese Zwecke zur Verfügung gestellt worden. Zu diesem Zeitpunkt vertrat bereits Peter Holtz, der sich 1935 in Greifswald für Pharmakologie und Toxikologie habilitiert hatte und im November 1938 auf den außerordentlichen Lehrstuhl für Physiologische Chemie in Rostock berufen worden war, den erkrankten Ernst Ruickoldt. Weder zu Ruickoldt noch Holtz sind bislang Unterlagen gefunden worden, die solche Versuche beweisen könnten. Holtz aber arbeitete ab 1943 mit dem berühmten Straßburger Anatomie-Ordinarius August Hirt zusammen und es ist sehr wahrscheinlich, dass er bei dieser Kooperation auch in Menschenversuche mit Gefangenen aus dem Konzentrationslager Natzweiler-Struthof involviert war, was aber auch trotz intensiver Nachforschung nicht belegt werden kann.⁴²

In Greifswald fanden unter der Leitung von Paul Wels Versuche an „freiwillig sich meldenden Angehörigen der Studentenkompanie“ statt, für die eine kleine Aufwandsentschädigung von 10 bis 30 RM gewährt wurde. In diesen Versuchen ging es um Hautentgiftungsmittel. Von offizieller Seite wurde behauptet, dass die Gefährdung der Gesundheit nach menschlichem Ermessen unbedeutend sei, jedoch war einerseits die Wirkung der zu testenden Giftgase noch nicht vollständig bekannt, andererseits aber wusste man schon, dass Senfgas (Lost) bei transdermaler Aufnahme äußerst schmerzhaft verbrennungsähnliche Verletzungen bewirkte. Die ethische Schwelle für die Menschenversuche auf freiwilliger oder unfreiwilliger Basis wurde im Nationalsozialismus und im Krieg herabgesetzt und die in den dreißig Jahren davor erarbeiteten Richtlinien

⁴¹ *Christina Witte*, „Ungestört wissenschaftlich arbeiten...“ Der Pharmakologe Peter Holtz (1902-1970). Diss. med. Greifswald 2006, S. 30.

⁴² Ebenda, 52ff.

ignoriert.⁴³ Die Menschenversuche im Nationalsozialismus standen in der Tradition einer naturwissenschaftlich forschenden Medizin, die auf Experimente nicht verzichten kann; sie wurden jedoch nach Maßstäben durchgeführt, die sich erst nach einer unethischen Entfesselung der medizinischen Forschung durchsetzen konnten.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass sich an beiden Universitäten die naturwissenschaftlichen Ausrichtungen in ähnlicher Weise, in vergleichbarem Tempo, wenn auch teilweise durch lokal und politisch differente Gegebenheiten in moderater Variation vollzogen haben. Die Qualifikation auf wissenschaftlichem Gebiet, die Fähigkeit zur Forschung nach den modernen physiologischen, biochemischen Methoden hat die Berufungspolitik zumindest seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bestimmt. Der durch die naturwissenschaftliche Ausrichtung der Medizin in Gang gesetzte Prozess hat zu einer funktionalen Differenzierung, Spezialisierung, neuen Disziplinbildung, bislang unbekanntem topographischen Forschungsarrangements, andersartigen Vernetzungen, zu neuen Elementen in einer komplexen Wissenschaftslandschaft etc. geführt, was die Autonomie der Universität vielfältigen Spannungen aussetzte. Dieser komplexe Prozess ist mit einer genealogischen Dimension nicht in Ansätzen zu erfassen. Will man aber dennoch dieses Bild bedienen, so könnte man, da sowohl das Tempo als auch die Art der Differenzierung und Spezialisierung in den beiden Fakultäten in ähnlicher Weise vor sich ging, eher von einer Entwicklung sprechen, wie sie bei Schwestern erfolgt. Schwestern sind etwa gleich alt, zeigen ähnliche Entwicklungen, weisen aber auch diese oder jene Differenz auf. Die Betrachtung der Implementierung der naturwissenschaftlich fundierten Medizin an den beiden medizinischen Fakultäten Rostock und Greifswald lässt mehr das Schwesterliche, denn das Mütterliche ins Blickfeld treten.

⁴³ Witte, *Pharmakologie* (wie Anm. 41), 32, *Gerhard Baader*, Lost-Levisit-Kampfstoffversuche in der deutschen Militärmedizin 1939-1945, in: *Virus. Beiträge zur Sozialgeschichte der Medizin* 3, 2004, 12-27.

Autoren

Prof. Dr. Matthias Asche, geb. 1969, apl. Professor für Neuere Geschichte an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen; Forschungsschwerpunkte: Allgemeine Geschichte der Frühen Neuzeit, Vergleichende Bildungs-, Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Vergleichende Landes- und Konfessionsgeschichte, Migrationsgeschichte Alteuropas, Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit.

Monographien: Von der reichen hansischen Bürgeruniversität zur armen mecklenburgischen Landeshochschule. Das regionale und soziale Besucherprofil der Universitäten Rostock und Bützow in der Frühen Neuzeit (1500–1800), Stuttgart 2000; Neusiedler im verheerten Land – Kriegsfolgenbewältigung, Migrationssteuerung und Konfessionspolitik im Zeichen des Landeswiederaufbaus. Die Mark Brandenburg nach den Kriegen des 17. Jahrhunderts, Münster 2006 [= Habilitationsschrift]. Sammelbände: (gemeinsam hrsg. mit Anton Schindling) Das Strafgericht Gottes. Kriegserfahrungen und Religion im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges. Beiträge aus dem Tübinger Sonderforschungsbereich „Kriegserfahrungen – Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit“, Münster 2001 (2. Aufl., 2002); (gemeinsam hrsg. mit Anton Schindling) Dänemark, Norwegen und Schweden im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Nordische Königreiche und Konfession 1500 bis 1660, Münster 2002; (gemeinsam hrsg. mit Michael Herrmann, Ulrike Ludwig und Anton Schindling) Krieg, Militär und Migration in der Frühen Neuzeit, Berlin 2008; (gemeinsam hrsg. mit Markus Denzel und Matthias Stickler) Religiöse und konfessionelle Minderheiten als wirtschaftliche und geistige Eliten. Büdinger Forschungen zur Sozialgeschichte 2006 und 2007 [erscheint St. Katharinen 2009]; (gemeinsam hrsg. mit Werner Buchholz und Anton Schindling) Die baltischen Lande im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Livland, Estland, Ösel, Ingermanland, Kurland und Lettgallen – Stadt, Land und Konfession 1500-1721, 3 Teile [erscheint Münster 2009/11].

Dr. Gisela Boeck, geb. 1954 in Halle/Saale, Chemiestudium 1973-77 in Rostock, Promotion auf quantenchemischem Gebiet in Leipzig, seit 1981 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Chemie der Universität Rostock, Lehrbeauftragte für die Ausbildung der Studierenden der Humanmedizin, der Zahnheilkunde und der Medizinischen Biotechnologie in den Grundlagen der Chemie, Vorlesungen zur Geschichte der Chemie, der Naturwissenschaften und zur Universitätsgeschichte, Forschungsarbeiten zur Chemiebildung im 19. Jahrhundert und zur Chemiegeschichte in Rostock, Beisitzerin im Vorstand der Fachgruppe „Geschichte der Chemie“ in der Gesellschaft Deutscher Chemiker.

Wichtige Veröffentlichungen: How Shall We Teach Chemistry. First Approaches to Didactics of Chemistry in the Nineteenth Century, in: Neighbours

And Territories: The Evolving Identity of Chemistry. Proceedings, hrsg. von José Ramón Bertomeu-Sánchez, Duncan Thorburn Burns, Brigitte Van Tiggele, Louvain-la-neuve: Mémosciences, 2008, S. 647-658; Populäre Chemie – Frauenchemie? Ernst August Geitner als Autor populärer Chemiebücher, in: Ernst August Geitner, Tagung vom 12.-14. Juni 2008, hrsg. Hans-Henning Walter, Freiberg: Drei Birken Verlag, 2008, S. 71-82; Dmitrij Ivanovič Mendeleev Zum 100. Todestag, Chemie in unserer Zeit 41 (2007), H. 1, S. 12-20.

Prof. Dr. Werner Buchholz, geb. 1948, Lehrstuhl für pommersche Geschichte und Landeskunde der Universität Greifswald; International Advisory Board der Historisk tidskrift (Schweden).

Projekt: Reformation und Konfessionalisierung in den baltischen Landen 1500 bis 1721 (4 Bände, Band 1 im Jahre 2009 erschienen).

Veröffentlichungen: Obrigkeitliche Reformation und widerständiger Volksglaube: das Königreich Schweden 1527-1617, in: Gedenkschrift für Ernst Schubert, hrsg. von Christine van den Heuvel u. a., Göttingen 2006, S. 195-218; „Se. Königl. Majestät... Vorsorge für die Aufhelfung des Ackerbaus [und für] eine allgemeinere Wohlhabenheit der arbeitenden Klasse“: Strukturkrise und Gesellschaftsreformen in Vorpommern 1806 und ihre Behandlung in Preußen nach 1815, in: Jürgen Kloosterhuis/Wolfgang Neugebauer (Hrsg.), Krisen, Reformen und Finanzen. Preußen vor und nach der Katastrophe von 1806 (Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, NF Beiheft 9), Berlin 2008, S. 213-243; Die baltischen Lande im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Livland, Estland, Ösel, Ingermanland, Kurland und Lettgallen. Stadt, Land und Konfession 1500-1621, Teil 1, hrsg. von Matthias Asche, Werner Buchholz und Anton Schindling, Münster 2009; Die vier geistlichen Reichsterritorien des südlichen Ostseeraumes in der Frühen Neuzeit. Kammin, Schwerein, Ratzeburg und Lübeck in vergleichender Perspektive, in: Höfe und Residenzen geistlicher Fürsten, hrsg. von Gerhard Ammerer, Ingonda Hanneschläger (Salzburg), Jan Paul Niederkorn (Wien) und Wolfgang Wüst (Augsburg/Erlangen) [erscheint 2010].

Prof. Dr. Niklot Klüßendorf, geb. 1944, apl. Professor für Numismatik und Geldgeschichte am Fachbereich Geschichte und Kulturwissenschaften der Philipps-Universität Marburg; 1990 Mitbegründung der Historischen Kommission für Mecklenburg.

Arbeiten mit landesgeschichtlicher Akzentsetzung vom Frühmittelalter bis zur Gegenwart: Münzfundbericht des Hessischen Landesamtes für geschichtliche Landeskunde, Marburg, Nr. 9 (1997-2005), Fundberichte aus Hessen 41, 2001 (2006), Teilbd. 2; Walter Hävernich (1905-1983). Leben, Werk und Wirkung vor dem Hintergrund des Wetterau-Corpus, in: W. Hävernich, Das ältere Münzwesen der Wetterau bis zum Ausgang des 13. Jahrhunderts. Kommentierte Neuauflage

mit biographischem Vorwort (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen Bd. 18,1) Marburg 2009, S. 1*-42*; Münzkunde: Basiswissen (Hahn-sche Historische Hilfswissenschaften Bd. 5) Hannover 2009.

Dr. Christine Magin, Leiterin der Arbeitsstelle Inschriften der Göttinger Akademie der Wissenschaften am Historischen Institut der Universität Greifswald. Forschungsfelder: Epigraphik, Geschichte der christlich-jüdischen Beziehungen, Rechtsgeschichte.

Publikationen: Traditionen, Zäsuren, Umbrüche. Inschriften des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit im historischen Kontext. Beiträge zur 11. Internationalen Fachtagung für Epigraphik vom 9. bis 12. Mai 2007 in Greifswald, hrsg. von Christine Magin, Ulrich Schindel, Christine Wulf, Wiesbaden 2008; Schriftlichkeit und Aktenverwaltung am Kammergericht Kaiser Friedrichs III., in: Als die Welt in die Akten kam. Prozeßschriftgut im europäischen Mittelalter, hrsg. von Susanne Lepsius, Thomas Wetzstein, Frankfurt am Main 2008 (Rechtssprechung. Materialien und Studien 27), S. 349-387; ‚Waffenrecht‘ und ‚Waffenverbot‘ für Juden im Mittelalter – zu einem Mythos der Forschungsgeschichte, in: Waffenbesitz und Militärdienst der Juden von der Antike bis zur Aufklärung, hrsg. von Helmut Castritius. Aschkenas – Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden 13 (H. 1), 2003, S. 17-33.

Prof. Dr. med. Heinz-Peter Schmiedebach, geb. 1952, Direktor des Instituts für Geschichte und Ethik der Medizin am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf seit April 2003. Promotion 1984, Habilitation für Geschichte der Medizin 1991 an der FU Berlin. 1992-2003 Direktor des Instituts für Geschichte der Medizin an der Universität Greifswald. Forschungsschwerpunkte: Geschichte der Medizin 18.-20. Jahrhundert, Psychatriegeschichte, Geschichte der Ethik in der Medizin.

Publikationen: „Irrenanstaltspolitik“ um 1868: Stadtasyl und Anstaltspflege – Wilhelm Griesinger und Heinrich Laehr, in: Helmchen, H. (Hrsg.): Psychiater und Zeitgeist. Zur Geschichte der Psychiatrie in Berlin. Lengerich 2008, S. 179-198; Kollaborationsverhältnisse, Ressourcenmobilisierung und der „Missbrauch der Medizin“. Aspekte zur Medizin im Nationalsozialismus. N. T. M. 17 (2009), S. 219-233; zus. mit S. Wulf: „Die sprachliche Verständigung ist selbstverständlich recht schwierig.“ Die „geisteskranken Rückwanderer“ aus Amerika in der Hamburger Irrenanstalt Friedrichsberg 1909, Medizinhistorisches Journal 43 (2008), S. 231-263.

Ringvorlesungen zur Rostocker Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte

1. Veranstaltung (Wintersemester 2005/06): 600 Jahre Wissenschaft in Rostock – Geschichte und Selbstvergewisserung

Kersten Krüger (Rostock): Die Universität Rostock zwischen Selbstbewußtsein und Verunsicherung – die Konzeption zur Erforschung der Geschichte

Wolfgang E. J. Weber (Augsburg): Neugierige Blicke in das Haus des Wissens. Moderne Ansätze der Universitätsgeschichte

Wolfgang Eric Wagner (Rostock): Herzogliche oder städtische Gründung? Die Universität Rostock als Stiftung betrachtet

Tilmann Schmidt (Rostock): Rostock in der Reichsacht und der Auszug der Universität nach Greifswald

Ernst Münch (Rostock): Das Verhältnis zwischen der Universität und der Stadt Rostock im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit

Kersten Krüger (Rostock): Universität und Staat am Beispiel der Formula Concordiae 1563

Marian Füssel (Münster): Von der Prügel zur Promotion. Akademische Rituale in der frühen Neuzeit

Karl-Heinz Jügelt und Marcus Schröter (Rostock): Zur Geschichte der Universitätsbibliothek

Markus Völkel (Rostock): Die Regulierung des Zutritts zu den Universitäten im 16. und 17. Jahrhundert

Katrin Moeller (Halle) und Robert Zagolla (Berlin): Die Hexenverfolgungen in Mecklenburg und die Tätigkeit der Rostocker Juristischen Fakultät

Hans-Uwe Lammel (Rostock): Autopsie und Autorität – Die frühneuzeitliche Neugier in Medizin und Naturforschung

Wolf-Günter Völker (Rostock): Zur Geschichte der Lehrerausbildung von den Anfängen bis zum Ersten Weltkrieg

Ragnar Kinzelbach (Rostock): Johann Friedrich Blumenbach (1752-1840) und die Rostocker Zoologie

2. Veranstaltung (Wintersemester 2006/07): Tochter oder Schwester – die Universität Greifswald aus Rostocker Sicht

Matthias Asche (Tübingen): Rostock, Greifswald, Frankfurt an der Oder, Königsberg, Dorpat und Kiel – Gemeinsamkeiten und Spezifika der Universitätsentwicklung in der Bildungslandschaft im südlichen Ostseeraum

Werner Buchholz (Greifswald): Professorenlexikon und Grundlagenforschung am Beispiel des „Lexikons Greifswalder Hochschullehrer“

- Christine Magin (Greifswald): Epigraphik und Universitätsgeschichte. Die Universitäten Rostock und Greifswald im Spiegel historischer Inschriften
- Felix Schönrock (Greifswald): Die Greifswalder Universitätsgebäude von den Anfängen bis 1800
- Dirk Alvermann (Greifswald): Wie die Universität Greifswald ihr Jubiläum vorbereitet hat
- Hans Peter Glöckner (Schwerin): Rechtsgeschichte in Rostock mit Exkursen nach Greifswald
- Ivo Asmus (Greifswald): Überblick über Geschichte und Sammlungen der Universitätsbibliothek Greifswald – zentrale Einrichtung seit 1604
- Rainer Mühle (Rostock): Impressionen aus der Geschichte des mecklenburgischen Adels im Spiegel der Spruchakten der Juristenfakultät der Universität Rostock (16.-18. Jahrhundert)
- Gisela Boeck (Rostock): Chemie in Greifswald und Rostock – ein historischer Vergleich
- Heinz-Peter Schmiedebach (Hamburg): Die Medizinischen Fakultäten in Rostock und Greifswald unter dem Paradigma der Naturwissenschaft
- Roderich Schmidt (Marburg): Der Aufenthalt der Universität Rostock in Greifswald und die Gründung der dortigen Hochschule 1456
- Niklot Klüßendorf (Marburg): Professor Heinz Maybaum (1896-1955) – Ein Mittelalterhistoriker mit Prägespuren von fünf politischen Systemen

3. Veranstaltung (Wintersemester 2007/08): Wissen im Wandel: Disziplinengeschichte im 19. Jahrhundert (Publikation in Vorbereitung)

- Hubert Laitko (Berlin): Disziplinierung und Disziplinarität – Leitlinien der Binnenstrukturierung des Wissenschaftssystems im 19. Jahrhundert
- Kai Torsten Kanz (Lübeck): Die Wissenschaften vom Leben und die Disziplin Biologie im 19. Jahrhundert
- Johannes Büttner (Hannover): Physiologische Chemie – Chemische Vorgänge im lebenden Organismus erforschen
- Jan Cölln und Anita Krätzner (Rostock): Von Christian Wilbrandt zu Karl Bartsch – Institutionalisierung und Disziplinierung der Germanistik in Rostock
- Burkhard Kramp (Rostock): Die Herausbildung der HNO-Heilkunde zu einem eigenständigen Fach – Die Errichtung der ersten HNO-Klinik in Nord- und Mitteleuropa in Rostock 1899
- Christoph Schmitt (Rostock): Der Volkskundler Richard Wossidlo – ein Franz Boas in Mecklenburg? Methodengeschichtliche Reflexionen über die Feldforschung

Markus Völkel (Rostock): Zwischen Fachwissenschaft und humanistischem Erbe. Die Geschichtswissenschaft an der Universität Rostock auf dem Weg in die Moderne

4. Veranstaltung (Ringvorlesung 2008/09): Frauen in der Wissenschaft (Publikation in Vorbereitung)

- Eva Brinkschulte (Magdeburg): Männliche Rituale und weibliche Studenten
Heike Kahlert (Rostock/Hildesheim): Qualitätsoffensive für die Wissenschaft? Perspektiven von hochschulpolitischen Führungskräften auf die Chancengleichheit der Geschlechter am Beispiel der Universität Rostock
Bettina Wahrig (Braunschweig): Von der weisen Frau zum Gesundheitsberuf: Ausschnitte aus der Geschichte der Hebammenkunst
Hella Ehlers und Eveline Krause (Rostock): „Prometheus“, „M“ und andere: Edith Braemer (1909-1969) und Lotte Henriette Eisner (1896-1983). Annäherung an ungewöhnliche Frauen der Literaturwissenschaft und der Filmografie
Heike Kahlert (Rostock/Hildesheim), Mark Kleemann und Doreen Kruppa (Rostock): Aufstieg oder Ausstieg? Wissenschaftliche Nachwuchskarrieren im Fächer- und Geschlechtervergleich
Annette Vogt (Berlin): Wissenschaftlerinnen in Deutschland von 1895 bis 1945
Pirina Kittel (Neustrelitz) und Marianne Beese (Rostock): Zum Frauenstudium an der Universität Rostock

5. Veranstaltung (Ringvorlesung 2009/10): Rostocker gelehrte Köpfe (Publikation geplant)

- Dieter Weiss (Rostock): Hans Spemann und Karl von Frisch, die zwei Rostocker Professoren, die den Nobelpreis bekamen
Ragnar Kinzelbach (Rostock): Der Rostocker Professor Gisbertus Longolius (1507-1543). Humanist und Ornithologe
Nikolaus Werz (Rostock): Die Wilbrandts. Eine Akademikerfamilie aus Rostock im Wandel der deutschen Geschichte
Olaf Engler (Rostock): Moritz Schlick – der Philosoph, der Physiker
Harald Bollbuck (Wolfenbüttel): Albert Krantz und David Chytraeus – Wissenschaft und Historiographie zwischen Humanismus und Reformation
Christoph Meinel (Regensburg): Joachim Jungius, die ‚syndiakritische‘ Methode und die Erfindung des Zettelkastens
Konrad Zimmermann (Rostock): Gottfried von Lücken – Hochschullehrer in drei Systemen

Rostocker Studien zur Universitätsgeschichte

Bisher erschienen:

Band 1

Die Universität Rostock zwischen Sozialismus und Hochschulerneuerung. Zeitzeugen berichten. Herausgegeben von Kersten Krüger. Teil 1. Rostock 2007.

Band 2

Die Universität Rostock zwischen Sozialismus und Hochschulerneuerung. Zeitzeugen berichten. Herausgegeben von Kersten Krüger. Teil 2. Rostock 2008.

Band 3

Die Universität Rostock zwischen Sozialismus und Hochschulerneuerung. Zeitzeugen berichten. Herausgegeben von Kersten Krüger. Teil 3. Rostock 2009.

Band 4

Martin Buchsteiner und Antje Strahl
Zwischen Monarchie und Moderne. Die 500-Jahrfeier der Universität Rostock 1919. Rostock 2008.

Band 5

Kurt Ziegler
Zum 50-jährigen Bestehen der Tropenmedizin an der Universität Rostock. Rostock 2008.

Band 6

Jobst D. Herzig und Catharina Trost
Die Universität Rostock 1945-1946. Entnazifizierung und Wiedereröffnung. Herausgegeben von Kersten Krüger. Rostock 2008.

Band 7

Anita Krätzner
Mauerbau und Wehrpflicht. Die politischen Diskussionen am Rostocker Germanistischen Institut in den Jahren 1961 und 1962. Rostock 2009.

Band 8

Tochter oder Schwester – die Universität Greifswald aus Rostocker Sicht
Referate der interdisziplinären Ringvorlesung des Arbeitskreises „Rostocker
Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte“ im Wintersemester
2006/07. Herausgegeben von Hans-Uwe Lammel und Gisela Boeck.
Rostock 2010.

Bezugsmöglichkeiten: Universität Rostock, Universitätsarchiv, Schwaansche Straße 4,
18051 Rostock, Telefon: +49-381 498 8621; Fax: +49-381 498 8622

